Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang X.

1896. 1896.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

19. Band, 2. u. 3. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Inhalt.

An meine P. T. Abonnenten!

In höflichster Erwiderung vielfach mir zugekommener Anfragen beehre ich mich hiermit aufs bestimmteste zu versichern, dass trotz des erhöhten Lohntarifes der Druckereien und der mir daraus erwachsenden namhaften Steigerung der Regiekosten der Bezugspreis der „Österreichisch-Ungarischen Revue" der bisherige bleibt, indem ich mich der zuversichtlichen Hoffnung hingebe, es werden die P. T. Gönner des Unternehmens dasselbe auf seinem dornenreichen Pfade auch künftighin mit altbewährtem Wohlwollen geleiten.

Hochachtungsvollst

Wien, am 1. Februar 1896.

A. Mayer-Wyde.

Ein neues Sparsystem.

Besprochen von Dr. Franz Wiesenthal.

Wien.

A. Scherl, der Eigenthümer des „Berliner Local-Anzeigers", empfiehlt Spareinrichtungen, welche von den hervorragendsten Volkswirten Deutschlands, wie Roscher und Wagner, sehr warm befürwortet wurden, und durch welche die beharrliche Sparsamkeit der minderbemittelten, aber noch sparfähigen Volksclassen hervorgerufen und gefördert werden soll.

Das preußische Ministerium des Innern hat in einem Rundschreiben, welches am 10. October 1894 im Deutschen Reichs- und Preußischen Staatsanzeiger veröffentlicht wurde, die Durchführung der meisten Vorschläge Scherls als „durchaus wünschenswert" bezeichnet. Dieselben erscheinen uns auch für Österreich-Ungarn so wertvoll, dass wir uns gedrungen fühlen, dieselben hier einer eingehenden Besprechung zu unterziehen.

Die Vorschläge von August Scherl.

Scherl schlägt vor, dass die Sparbeträge bei den Sparern wöchentlich oder monatlich abgeholt werden sollen. Er erklärt sich hierzu bereit, die erforderliche Menge von Beamten anzustellen, welche die Spareinlagen von den Sparern abholen und die gesammelten Sparbeträge an diejenigen Sparcassen abführen, welche die Sparer wählen, wenn diese verhalten werden, ihm hierfür folgende Gebüren zu zahlen:

Wer wöchentlich 50 Pf., also in 4 Wochen 2 Mk., abholen läſst, zahlt hierfür 10 Pf.; wer wöchentlich 1 Mk., also in 4 Wochen 4 Mk., abholen läſst, zahlt hierfür 15 Pf.; wer wöchentlich 2 Mk., also in 4 Wochen 8 Mk., abholen läſst, zahlt hierfür 20 Pf.; wer wöchentlich 4 Mk., also in 4 Wochen 16 Mk., abholen läſst, zahlt hierfür 25 Pf.

Auf diese Beträge sind die zulässigen abzuholenden Spareinlagen festgesetzt. Sie können wöchentlich, müssen aber längstens in der vierten Woche gemacht werden.

Die Abholungsbeamten quittieren die übernommenen Sparbeträge durch Sparmarken der von den Sparern gewählten Sparcassen. Diese Marken haben die Sparer in Sparmarkenbücher zu kleben.

Am Schlusse des Sammeljahres werden die Sparmarkenbücher gegen Sparcassenbücher umgetauscht, auf welche in der bisher üblichen Weise bei der zuständigen Sparcasse weitere Einlagen gemacht oder zurückgezogen werden können.

Wer regelmäßig Spareinlagen abholen läſst, erhält für eine jährliche Ersparnis von 208 Mk. 1 Mk. 80 Pf. an Zinsen, für eine geringere Ersparnis entsprechend weniger, also nicht ganz 2%.

Statt dieser Zinsen kann jeder Sparer ein Los begehren, durch welches er einen Antheil an dem Verlosungsfonde erhält, der aus den abgelehnten Zinsbeträgen von dem Ausschusse des Deutschen Sparcassen-Verbandes gebildet und durch eine öffentliche Verlosung unter die beharrlichen Sparer vertheilt wird. Hierbei kann auf ein solches Los ein Treffer bis zu 100.000 Mk. entfallen.

Dies sind die wesentlichen Grundzüge des Scherl'schen Sparsystems.

Zunächst erscheint uns wertvoll daran, daſs die Sparbeträge bei den Sparern abgeholt werden sollen.

Die Abholung der Ersparnisse als Mittel zur Förderung der Sparsamkeit.

Corn. C. Loewe zeigt in seiner vortrefflichen, auf ein reiches statistisches Material gestützten „Denkschrift zu August Scherls Sparsystem", wie ungenügend die bisherigen Erfolge der Sparcassen in der Förderung der Sparsamkeit der zahlreichen sparfähigen Leute sind, und legt die Ursachen dieser ungenügenden Erfolge dar. Er findet sie in der geringen Zahl und der mangelhaften Beschaffenheit der Spargelegenheiten. Er fordert deshalb eine so große Vermehrung der Spar-

stellen, dass jeder kleine Mann eine Sparcasse in seiner unmittelbarsten Nähe habe. Er erklärt, „die Spargelegenheit muss, wenn sie den Spartrieb wecken und dauernd wachhalten soll, wenn irgend möglich, der Ersparnis entgegengehen und dieselbe womöglich im Momente des Entstehens oder doch, bevor die Neigung und Gelegenheit zur Verschwendung eintritt, in Empfang nehmen, ohne für ihre Dienstleistung hohe Opfer zu fordern".

Dieses Ziel wird dann erreicht, wenn bei allen sparfähigen Personen an den Tagen, an welchen sie ihren Wochen- oder Monatslohn erhalten oder sonst Geld einnehmen, auf ihren Wunsch Sparcassenboten erscheinen, um die für längere Zeit entbehrlichen Summen als Sparbeträge gegen eine geringe Abholungsgebür zu übernehmen. Hierdurch werden die vielen sparfähigen Leute, welche nicht in der Lage oder nicht gewillt sind, Zeit und Mühe daran zu wenden, ihre kleinen Überschüsse in eine Sparcasse zu tragen, zur Sparsamkeit erzogen.

Diesem Zwecke scheinen uns jedoch nicht alle Vorschläge Scherls zu entsprechen. Er verlangt die Festsetzung der zulässigen wöchentlichen oder vierwöchentlichen Spareinlagen. Er thut dies wohl nur deshalb, um die sonst zu mühsame Berechnung der Zinsen am Schlusse des Jahres zu ersparen. Eine solche Festsetzung scheint uns aber den Mitteln und den Zwecken des Sparens zu widerstreiten.

Die wenigsten sparfähigen Personen können im voraus wissen, ob sie im Laufe des Jahres regelmäßig bestimmte Summen werden zurücklegen können. In manchen Zeiten haben sie größere Einnahmen oder geringere Auslagen und wünschen eine größere, zu anderen Zeiten dagegen eine kleinere oder gar keine Spareinlage zu machen. Werden aber ihre unregelmäßigen Einlagen nicht angenommen, so sparen sie wenig oder werden zum Schuldenmachen verleitet, wenn ein Nachtheil oder ein Gewinstentgang auf die Unregelmäßigkeit ihrer Spareinlagen gesetzt wird.

Unsere Verbesserungsvorschläge.

Um jeder sparfähigen Person es zu ermöglichen, verschieden große Spareinlagen zu gelegenen Zeiten zu machen und dennoch die Berechnung der Zinsen vieler kleiner Einlagen am Schlusse des Jahres zu ersparen, empfehlen wir mit einigen Abänderungen Vorschläge, welche Dr. M. Ratkowsky in seiner Schrift über „Postsparcassen mit Sparmarken und Postcassenscheinen" im Jahre 1872 in Wien veröffentlicht hat.

In Deutschland besteht keine Postsparcasse. Scherl hat deshalb sein Sparsystem an die daselbst bestehenden Localsparcassen angelehnt und will die Abholung der Einlagen für diese Sparcassen mittelst eines nur für diesen Zweck aufgestellten „Beamtenheeres" besorgen. Dies wäre aber ein zu kostspieliger Apparat, welcher den Sparern zu große Opfer auferlegen würde. Die Abholungsgebüren, welche Scherl fordert, betragen z. B. für einen Sparer, welcher im Jahre 52 Mk. abholen lässt, fast 2 Mk., und wenn der Abholungsbeamte ihn öfters nicht zuhause trifft, noch mehr, da er ein Strafgeld von 5 Pf. in jedem solchen Falle zu bezahlen hat. An Zinsen erhält ein solcher Sparer jedoch nur 45 Pf. Er nimmt daher an der Verlosung der Zinsen nur mit diesem Betrage theil, während er mehr als das Vierfache an Abholungsgebüren bezahlen muss.

In Österreich trat im Jahre 1883 die Postsparcasse ins Leben. Diese lässt Spareinlagen bis zum Betrage von 1000 Kronen durch die Landbriefträger abholen und zwar bis zum Betrage von 10 Kronen gebürenfrei. Sie fordert nur für Einlagen von 10 bis 100 Kronen eine Einsammlungsgebür von 10 Hellern. Die Post könnte auch für die Localsparcassen die Abholung der Spareinlagen durch Briefträger wohlfeiler besorgen, als dies das „Beamtenheer" Scherls zu thun vermöchte.

Wer in Österreich kleinere Beträge als eine Krone zurücklegen will, kann dies mittelst Briefmarken thun, die er auf eine „Sparkarte" klebt. Erreichen sie den Wert einer Krone, so werden sie von jedem Postamt als Spareinlage angenommen. Dies genügt wohl vollständig zur Förderung der Sparsamkeit auch der am wenigsten sparfähigen Leute.

Kleine Spareinlagen verursachen jeder Sparcasse bei den bisherigen Förmlichkeiten der Einlagen und Rückzahlungen große Kosten. Durch Benützung von Sparmarken und Cassenscheinen können diese Kosten, wie später gezeigt werden soll, wesentlich vermindert werden. Deshalb soll die Postsparcasse Sparmarken zu 1, 2, 5 und 10 Kronen und Cassenscheine zu 100 Kronen und zwar jedes Jahr in neuer Form und mit der betreffenden Jahreszahl bezeichnet ausgeben. Jeder Sparer soll diese Wertscheine bei jedem Postamte kaufen können. Die Sparmarken soll er in ein hierfür bestimmtes Sparbuch kleben.

Die Zinsen der hiermit gemachten Spareinlagen laufen vom 1. Januar des Jahres, mit dessen Zahl die Sparmarken oder Postcassenscheine bezeichnet sind. Kauft der Einleger einen solchen Wertschein

in einer späteren Zeit dieses Jahres, so muss er denselben um die schon aufgelaufenen Zinsen theurer bezahlen. Kauft er z. B. eine Sparmarke zu 2 Kronen Ende Februar, so ist sie bei einem Zinsfuß von 3% um 1 Heller, Ende April um 2, Ende Juni um 3 und Ende December um 6 Heller mehr wert, weil er bei ihrer Einlösung um diese Beträge von der Postsparcasse mehr ausbezahlt erhält.

Der sich ändernde Preis jeder Sorte von Sparmarken soll in jedem Postamt in einem öffentlich angeschlagenen Tarif ersichtlich gemacht werden. Dabei soll eine Sparmarke zu 1 Krone im Januar und Februar nur den Nennwert, dagegen schon vom 1. März an 1 Heller mehr, vom 1. Juli 2 und vom 1. November 3 Heller mehr, eine Marke zu 2 Kronen im Januar nur den Nennwert, dagegen schon vom 1. Februar an 1 Heller, am 1. April 2, am 1. Juni 3 und am 1. December schon 6 Heller mehr kosten. Die Hälfte der Zeit, welche verstreichen muss, damit ein Zins von 1 Heller aufläuft, soll nämlich den Einlegern bei der Zinsenberechnung zugute kommen, weil sie durchschnittlich gleich große Beträge in der anderen Hälfte dieser Zeit einlegen und in dieser Zeit schon um den noch nicht ganz aufgelaufenen Zins von 1 Heller jeden Wertschein theurer bezahlen müssen.

Bei der Einlösung der Sparmarken ist zur Berechnung des Rückzahlungsbetrages nichts anderes nöthig, als die Nennbeträge der Marken eines jeden Jahres zusammenzuzählen und von ihrer Summe die aufgelaufenen Zinsen zu berechnen, was durch eine Tabelle so erleichtert werden kann, dass auch die Zinseszinsen der in Marken in mehreren Jahren gemachten Spareinlagen sich rasch feststellen lassen.

Die Tabelle für die Berechnung der Zinsen der Postcassenscheine kann auf diesen selbst gedruckt stehen.

Für die Einlage mittelst Sparmarken soll jedes Sparmarkenbuch mehrere Blätter enthalten, deren jedes mit je 3 Feldern in 5 Reihen, zusammen also mit 15 Feldern zum Aufkleben von Sparmarken zu versehen ist. Bei der Erwerbung eines Sparmarkenbuches soll dessen Erwerber seinen Namen und Beruf, Geburtsort und Geburtstag und seine Adresse auf das Titelblatt desselben schreiben.

Will er einen Theil seiner Ersparnisse herausziehen, so kann dies nur in der Weise geschehen, dass ganze Reihen der wagrecht nebeneinander eingeklebten Sparmarken oder ganze Blätter aus dem Buche vom zuständigen Postbeamten herausgeschnitten werden und der Rückzahlungswerber auf der Rückseite der herausgeschnittenen Sparmarken die hierfür erhaltene Summe quittiert und seine Adresse hinzufügt. Da-

durch wird verhindert, dass unberechtigte Personen auf ein Sparmarkenbuch Gelder herausziehen, weil der Postbeamte vor der Einlösung von Sparmarken, wenn der Rückzahlungswerber ihm nicht persönlich bekannt ist, die Handschrift seiner Quittung mit der Handschrift des Sparbuchbesitzers zu vergleichen und bei einem Zweifel über die Identität der Person den Beweis dieser Identität zu fordern hat. Um zu verhindern, dass einzelne Sparmarken aus einem Sparbuch in diebischer Absicht abgelöst und in ein anderes Sparbuch überklebt werden, soll jeder Sparbuchbesitzer berechtigt sein, je drei in seinem Buche nebeneinander eingeklebte Marken mit seinem Vor- und Zunamen zu überschreiben.

Will ein Sparbuchbesitzer, dass ein Theil seiner Ersparnisse an eine andere Person ausbezahlt werde, so hat er auf der Rückseite der herausgeschnittenen Sparmarken die entsprechende Anweisung zu schreiben. Die Postsparcasse sendet nach Erhalt dieser Sparmarken über den ganzen Betrag derselben oder über den angewiesenen Theil dieses Betrages eine Zahlungsanweisung an die betreffende Person. Gegen Abgabe dieser vor dem Postbeamten unterzeichneten Anweisung erhält diese Person den angewiesenen Betrag.

Wird nicht der ganze Betrag der herausgeschnittenen Sparmarken zur Auszahlung an eine andere Person angewiesen, so erhält der Rückzahlungswerber bei der Ausstellung seiner Anweisung den Überschuss vom Postamte ausbezahlt. Dieses verrechnet denselben bei der Einsendung der einzulösenden Sparmarken an die Postsparcasse mit dieser.

Erhält der Rückzahlungswerber durch die Einlösung der herausgeschnittenen Marken einen größeren Betrag, als er benöthigt, so kann er den Überschuss durch den Ankauf neuer Sparmarken sofort wieder einlegen.

Neben jeder wagrechten Reihe eingeklebter Sparmarken soll jedes Sparmarkenbuch ein freies Feld erhalten, auf welches der Postbeamte die Nummer seiner Amtshandlung, den herausgezogenen Betrag und den Tag seiner Auszahlung oder Überweisung vermerkt und den Namen des Postamtes sowie seine Unterschrift hinzufügt.

Beträge über 50 Kronen soll ein Postamt nur gegen vorausgegangene Kündigung auszuzahlen verpflichtet sein, um das hierzu nöthige Geld rechtzeitig herbeischaffen zu können. Auch diese Kündigung soll im Sparmarkenbuch vermerkt werden. Diese Vermerke sind nothwendig, um geschehene Rückzahlungen nachträglich überprüfen zu können und um zu verhindern, dass ein Sparbuchbesitzer bei mehreren Post-

ämtern rasch nacheinander ohne Kündigung mehr als 50 Kronen herausziehe.

Bei der Erwerbung eines Sparcassenscheines muss der Erwerber desselben seinen Namen und Beruf, Geburtsort und Geburtstag und seine Adresse auf denselben vor dem Postbeamten schreiben. Auch ein solcher Wertschein soll nur von der darauf bezeichneten Person und zwar nur gegen vorausgegangene, von dieser Person auf denselben geschriebene Kündigung eingelöst werden dürfen, damit er nicht als Papiergeld umlaufen, auch keinen Gegenstand des Handels bilden und nicht von einer unberechtigten Person eingelöst werden könne. Wird ein Postcassenschein seinem Eigenthümer gestohlen, so kann der Dieb ihn nicht verwerten, weil der Postbeamte die Handschrift des Erwerbers dieses Cassenscheines mit der Handschrift seines Kündigers und Einlösers zu vergleichen hat, wenn dieser ihm nicht persönlich bekannt ist. Da jeder Postcassenschein seine besondere Nummer hat, so kann er auch amortisiert werden.

Durch diese Bestimmungen werden die Postcassenscheine für die minderbemittelten Leute wertvoll, weil diese nicht die Mittel besitzen, ihre Ersparnisse vor Diebstahl ausreichend zu schützen. Durch solche Bestimmungen wird daher die Sparsamkeit dieser Leute gefördert.

Die Kosten des Sparverkehres bei den Postsparcassen.

Nach den amtlichen Berichten der österreichischen Postsparcasse über den Sparverkehr der Jahre 1888 bis 1894 betrugen die Kosten für jede ihrer Amtshandlungen (Einlagen oder Rückzahlungen oder Zinsenzuschreibungen) bei den bisherigen Förmlichkeiten derselben etwas mehr als 14 Heller und in früheren Jahren 16, ja im Jahre 1884 sogar 41 Heller.

Jede Einlage oder Rückzahlung muss aber zunächst bei einem Postamte in das Sparbuch des Sparers und sodann auf der Liste eingeschrieben werden, mittelst welcher das Postamt über die bei ihm erfolgten Einlagen oder Rückzahlungen an die Postsparcasse berichtet. Ferner erhält jeder Einleger über jede Einlage eine Empfangsbestätigung von der Postsparcasse durch die Post zugeschickt, und wenn er Gelder herausgezogen hat, eine Bestätigung über sein verbleibendes Guthaben.

Alle diese Amtshandlungen verursachen ebenfalls Kosten. Infolge dessen kommen die jetzigen Förmlichkeiten der Spareinlagen und Rück-

zahlungen bei den Postsparcassen so hoch zu stehen, dass diese die bei ihnen gemachten Einlagen nicht so hoch verzinsen können wie die Localsparcassen. Deshalb werden die vielen Spargelegenheiten, welche die Postsparcassen bieten, nicht in erwünschtem Maße benützt.

Zur Verminderung der Kosten des Sparverkehres.

Wird der Sparverkehr von überflüssigen Förmlichkeiten befreit, so werden dadurch nicht bloß Kosten erspart, sondern auch Belästigungen der Sparer beseitigt, welche sie von manchen Spareinlagen abhalten. Die Vereinfachung des Sparverkehres fördert daher die Sparsamkeit und mit ihr die Capitalbildung im Volke. Die Vermehrung des Capitales bedeutet aber eine Vermehrung der Productionsmittel und mit dieser eine Verminderung der Arbeitslosigkeit, also Vortheile nicht bloß für die Sparer, sondern für alle Glieder der menschlichen Gesellschaft.

Bei der Benützung von Sparmarken und Postcassenscheinen im Sparverkehre wird jeder Einleger rasch abgefertigt. Es entfällt dabei die Verbuchung der einzelnen Einlagen sowohl in den Sparbüchern der Einleger, als auch in den Listen der Postämter und endlich auch in den Büchern der Postsparcasse. Eine Spareinlage verursacht dabei nur die Kosten einer Sparmarke oder eines Postcassenscheines, ihres formlosen Verkaufes und ihrer Verrechnung zwischen der Postsparcasse und einem Postamte. Diese Verrechnung ist leicht und zuverlässig zu bewerkstelligen, da die Postämter jede Sorte der Sparmarken wie die Brief- oder Stempelmarken in Tafeln von je 100 Stück, die Postcassenscheine aber mit fortlaufenden Nummern versehen zum Verkaufe erhalten und den Erlös rechtzeitig abzuliefern sich beeilen werden, um nicht um die sonst auflaufenden Zinsen höhere Beträge aus Eigenem an die Postsparcasse entrichten zu müssen.

Auch die einzelnen Einlösungen der Sparmarken braucht weder ein Postamt noch die Postsparcasse zu verbuchen. Diese hat nur die Richtigkeit der Summierung der eingelösten Sparmarken und der einfachen Zinsenberechnung zu prüfen, wobei die Prüfung ihrer Echtheit unter einem erfolgt. Sodann hat sie das einlösende Postamt um die eingelösten Sparmarken zu entlasten.

Die Einlösung der Postcassenscheine kann dadurch vereinfacht werden, dass jeder Besitzer eines solchen Scheines bei dessen Kündigung einen mit dessen Nummer und dem eigenhändig geschriebenen Namen des Besitzers versehenen Abschnitt des Scheines mit dem Datum seiner

Kündigung abgestempelt vom Postamte zurückerhält und diesen Abschnitt bei dessen Ausbezahlung quittiert dem Postamte wieder zurückstellt, welches ihn zur Verrechnung mit der Postsparcasse benützt. In der Zwischenzeit kann die Postsparcasse die Echtheit des gekündigten und ihr zugesandten Cassenscheines prüfen und das zur Einlösung desselben nöthige Geld dem Postamte zusenden oder dessen Ausbezahlung verbieten, wenn sie hierzu einen Grund findet.

Die Fälschung der Sparmarken ist nicht zu befürchten, weil deren Entdeckung durch die Förmlichkeiten der Einlösung dieser Wertscheine gesichert ist.

Gegen die Fälschung der Cassenscheine kann sich die Postsparcasse leicht dadurch sichern, dass sie dieselben mit fortlaufenden Nummern versieht, aus einem Juxtenbuche herausschneidet, vor ihrer Einlösung mit ihren Juxten vergleicht und auf diesen ihre Einlösung vermerkt.

Um die Kosten der Sparmarken und Postcassenscheine möglichst niedrig zu halten, können aus einem Jahrgange unabgesetzt gebliebene Wertscheine auch im nächsten Jahre noch und zwar zu solchen Preisen verkauft werden, welche ihre Zinsen für das abgelaufene Jahr mitenthalten.

Die Benützung von Sparmarken und Postcassenscheinen muss dem Obigen zufolge die Kosten des Sparverkehres wesentlich vermindern. Sie kann neben den bisherigen Förmlichkeiten der Spareinlagen von der Postsparcasse eingeführt und längere Zeit hindurch auf die Probe gestellt werden. Macht die Postsparcasse hierbei die Erfahrung, dass die Benützung dieser Wertscheine den jetzigen Sparbüchern von den Sparern vorgezogen wird, und dass sie auch sonst als zweckdienlicher und vortheilhafter sich erweist, so können dann die bisherigen Förmlichkeiten des Sparverkehres aufgegeben und Sparmarken und Postcassenscheine ausschließlich als Sparmittel verwendet werden. Diese Sparmittel werden von den Sparern sehr bald den bisherigen Sparbüchern vorgezogen werden, wenn die Postsparcasse den Käufern jener Wertscheine höhere Zinsen verspricht als den Besitzern von Sparbüchern.

Durch die Benützung von Sparmarken und Postcassenscheinen wird die Postsparcasse infolge der hierdurch erzielten Kostenersparnis in die Lage gesetzt werden, den Sparern mindestens so hohe Zinsen zahlen zu können wie die Gemeindesparcassen, da sie als centralisierte Sparanstalt auch die Verwaltung der Ersparnisse mit geringeren Kosten besorgen kann als die vielen Gemeindecassen, deren jede einen besonderen Verwaltungsorganismus aufstellen und bezahlen muss.

Die Postsparcasse ist aber selbst dann, wenn sie den Sparern keine höheren Zinsen zahlt als die Gemeindesparcassen, für die arbeitenden Classen von hohem Werte, weil sie nicht bloß die Zahl, sondern auch die Zugänglichkeit der Spargelegenheiten vermehrt, und insbesondere deshalb, weil sie bei der heute für die Arbeiter immer häufiger eintretenden Nothwendigkeit, ihren Aufenthaltsort zu wechseln, es diesen ermöglicht, auf ein und dasselbe Sparbuch bei den Postämtern eines jeden ihrer verschiedenen Aufenthaltsorte Spareinlagen zu machen und ihre Ersparnisse bei jedem Postamte wieder herauszuziehen.

Die Abholung der Ersparnisse durch die Briefträger der Postämter.

Die Postsparcasse ist in der Lage, Ersparnisse bei all denjenigen Personen, welche es wünschen, durch die Briefträger der Postämter in zweckdienlicherer Weise und mit geringeren Kosten abholen zu lassen, als dies Scherl durch seine Abholungsbeamten zu leisten vermag.

Schon jetzt lässt die österreichische Postsparcasse kleine Spareinlagen durch die Landbriefträger gebürenfrei sammeln, obgleich dies bei den bestehenden Förmlichkeiten des Sparverkehres für die Einlage mehrere Gänge kostet. Sie schafft dadurch auch in den kleinsten Ortschaften des Reiches leicht zugängliche Spargelegenheiten für deren Bewohner.

Werden den Briefträgern Sparmarken zum Verkaufe anvertraut, bei welchem sie kleine Zustellungsgebüren für sich fordern dürfen, so werden sie eifrige Förderer der Sparsamkeit insbesondere in allen kleineren Gemeinden werden, weil in diesen alle Einwohner sich gegenseitig kennen und leicht Einfluss aufeinander zu üben vermögen.

Die Briefträger werden sich mit einer Zustellungsgebür von 1 Heller für eine Sparmarke zu 1 Krone und von 2 Hellern für Marken zu 2 oder mehr Kronen begnügen, weil auch diese geringen Gebüren ihr kleines Einkommen in nennenswertem Maße vermehren.

Minderbemittelte Leute werden gerne diese kleinen Gebüren für das Abholen ihrer kleinen Ersparnisse zahlen, weil sie selten Zeit und Mühe daran wenden können, kleine Geldbeträge auch nur in das nächste Postamt zu tragen, dieselben unfruchtbar liegen lassen müssen und der Versuchung, sie auszugeben, häufig erliegen.

Die Arbeitskraft der Briefträger wird besser ausgenützt, wenn sie nebst Briefen und anderen Postsendungen gleichzeitig auch Sparmarken

den Bewohnern ihrer Bezirke zustellen dürfen. Nicht immer ist die Arbeitstheilung, wohl aber häufig, insbesondere auf dem Lande, die Verbindung verschiedener Arbeiten von Vortheil, weil häufig nur durch die letztere die Arbeitskraft der Menschen vollständig ausgenützt wird. Dies gilt auch von den Briefträgern, denn diese können bei der Zustellung der Postsendungen ohne bedeutend vermehrte Anstrengung auch Sparmarken verkaufen. Die Sparer können sich mit ihnen leicht ins Einvernehmen setzen, zu welcher Zeit sie Sparmarken der gewünschten Sorte überbringen sollen, weil die Briefträger zu bestimmten Zeiten auf bestimmten Wegen sicher zu treffen sind und Aufträge von jeder Person übernehmen.

Wird den Briefträgern der Verkauf von Sparmarken anvertraut und werden die hierfür zu zahlenden Gebüren ihnen überlassen, so wird die Verrechnung der Abholungsgebüren erspart. Die Verrechnung der Sparmarken zwischen den Postämtern und den Briefträgern kann in denjenigen Zeiten erfolgen, in welchen weder die Briefträger noch die zuständigen Postbeamten anderweitig beschäftigt sind. Sie lässt sich rasch und sicher durch Zu- und Abschreibungen in den Listen der Postbeamten und der Briefträger und die gegenseitigen Unterschriften dieser Listen durchführen.

❦

Die Vertheilung eines Theiles der Zinsen der Spareinlagen durch eine Verlosung.

Nebst der Abholung der Ersparnisse hat Scherl zur Förderung der Sparsamkeit einen zweiten Vorschlag gemacht, welcher uns sehr zweckdienlich erscheint, nämlich die alljährliche Vertheilung der Zinsen der Ersparnisse unter die beharrlichen Sparer durch eine Verlosung, bei welcher auf einzelne Sparer hohe Treffer entfallen.

Nach Zolas Ausspruch haben die Menschen keine unauslöschlichere Sehnsucht als die, ihr Glück zu versuchen. Ihr Spieltrieb ist unausrottbar und verschafft sich in den meisten Fällen eine Befriedigung auf eine schädliche Weise. Durch Scherls Vorschlag soll er nicht bloß unschädlich gemacht, sondern zu einem gemeinnützigen Mittel der Erziehung vieler Menschen zur Sparsamkeit erhoben werden.

Zu diesem Zwecke verlangt Scherl, dass nur die Zinsen der in einem Jahre durch den allmählichen Ankauf von Sparmarken gemachten Ersparnisse nach dem Ablauf dieses Jahres durch eine Verlosung unter die Sparer vertheilt werden. Es ist aber zu besorgen, dass sparfähige

Personen, welche sich durch die Aussicht auf einen hohen Gewinn in einem Jahre zum Sparen bewegen lassen, ihre Ersparnisse im nächsten Jahre herausziehen, um sie entweder zum Ankaufe von gewinnversprechenden Sparmarken oder zu anderweitigen Ausgaben zu verwenden.

Um dieser Gefahr zu begegnen und die Gewinsthoffnung zu einem dauernd wirksamen Antrieb zur Sparsamkeit zu machen, schlagen wir Folgendes vor:

Die Postsparcasse gibt nebst den oben empfohlenen vollverzinslichen und nicht verlosbaren Cassenscheinen verlosbare Scheine ebenfalls zu je 100 Kronen aus, welche sich von jenen durch ihre Form und Farbe unterscheiden und nur zwei Drittel der Zinsen jener tragen, während das letzte Drittel dieser Zinsen alljährlich durch eine Verlosung unter die beharrlichen Sparer vertheilt wird.

Während die vollverzinslichen Cassenscheine z. B. 3%, sollen die verlosbaren nur 2% Zinsen tragen; 1% soll alljährlich für die Verlosung bestimmt sein. Werden in einem Jahre z. B. nur 100.000 verlosbare Cassenscheine abgesetzt, so kommen schon 100.000 Kronen zur Verlosung, durch welche eine Prämie von 50.000 Kronen und mehrere kleinere Prämien zur Vertheilung gebracht werden können.

Die ausgegebenen verlosbaren Cassenscheine sollen an den Verlosungen eines jeden Jahres theilnehmen, damit jeder Besitzer eines solchen Scheines bestimmt werde, denselben als Ersparnis möglichst lange zu behalten.

Steigert sich der Absatz dieser Cassenscheine, so kann die Zahl der Prämien entsprechend vermehrt werden. Die höchste Prämie soll aber 50.000 Kronen nicht übersteigen, weil eine so hohe Prämie für die minderbemittelten Classen einen genügend wirksamen Reiz zur Sparsamkeit enthält und nach Abzug der in Österreich bestehenden 20procentigen Gewinststeuer kein so großes Vermögen bildet, um die Gewinner zu einer unwirtschaftlichen Gebarung mit dem gewonnenen Gelde zu verleiten.

Damit aber wirklich nur beharrliche Sparer an diesen Verlosungen theilnehmen, soll festgesetzt werden, dass verlosbare Postcassenscheine nur gegen Sparmarken oder nicht verlosbare Cassenscheine aus einem der schon abgelaufenen Jahre umgetauscht werden können. Dieser Umtausch kann bis zum 31. December eines jeden Jahres erfolgen.

Bis zu diesem Tage kann jeder Besitzer eines verlosbaren Cassenscheines, welcher an der Verlosung im nächsten Jahre nicht theilnehmen will, denselben gegen vorhergegangene Kündigung wie einen für das

laufende Jahr vollverzinslichen Cassenschein einlösen. Bis zum letzten Tage des Jahres soll jedem Sparer hierdurch die Möglichkeit offen stehen, auf die Theilnahme an einer Verlosung zu verzichten und damit ein Drittel der Zinsen seiner Ersparnis vor der Gefahr des Verlustes zu bewahren.

Nach Ablauf dieses Tages hat die Postsparcasse festzustellen, welche verlosbaren Cassenscheine sie bis zu diesem Tage in den abgelaufenen Jahren ausgegeben und nicht eingelöst hat, und hat die Nummern aller dieser Scheine in die nächste Verlosung einzubeziehen.

Je nach der Zahl dieser Cassenscheine hat die Postsparcasse festzusetzen, wie viel Treffer auf dieselben am Verlosungstage entfallen. Hierdurch wird vermieden, dass die Postsparcasse sich selbst mit unabgesetzten Cassenscheinen an der Verlosung betheiligen muss. Die Verlosung kann sie für denjenigen Tag festsetzen, bis zu welchem sie mit der Feststellung der abgesetzten verlosbaren Cassenscheine und den sonstigen Vorbereitungen zur Verlosung leicht fertig werden kann.

Die Kundmachung dieser Verlosung kann nicht zur Theilnahme am Spiele reizen, weil vom 1. Januar des Jahres, in welches die Verlosung fällt, nur solche verlosbare Cassenscheine ausgegeben werden, welche erst im nächsten Jahre an der Verlosung theilnehmen. Diese Kundmachung kann demnach nur die erziehende Wirkung haben, dass sparfähige Leute sich durch dieselbe bestimmen lassen, ein oder mehrere Jahre lang zu sparen, um einen verlosbaren Cassenschein erwerben zu können. Wer aber einmal ein Prämienpapier erworben hat, entschließt sich erfahrungsgemäß sehr schwer dazu, es einzulösen. Voraussichtlich wird demnach das vorgeschlagene Sparsystem die Sparsamkeit aller sparfähigen Leute in der wirksamsten Weise hervorrufen und nachhaltig fördern.

Die Zahl der sparfähigen Leute ist in mehreren Ländern Österreich-Ungarns mehrfach größer als die Zahl der Sparer. Die Hauptmasse der sparfähigen Leute ist für die Sparthätigkeit erst noch zu gewinnen. Dazu sind besondere Reizmittel, nämlich Prämien für die Sparsamkeit nöthig.

Die hier vorgeschlagene Prämienverlosung hat, wie C. C. Loewe in seiner Schrift über „die Ausschreitungen der Spielsucht und deren Bekämpfung durch die Prämienverlosung des Scherl'schen Sparsystems" nachweist, keines der Bedenken gegen sich, welche gegen die Zulassung von Lotterien geltend gemacht werden. Der Einsatz ist hierbei sehr gering

und besteht nicht in einer Geldleistung, sondern nur in dem Entgang eines Theiles der Zinsen von Ersparnissen, welche ohne eine Gewinnaussicht häufig gar nicht gemacht worden wären. Die Verlosung findet nur einmal im Jahre, demnach so selten statt, dass sie die Gedanken der Sparer nicht von ihren Berufsarbeiten abzieht, sondern sie mit dem erhebenden Gefühle der Hoffnung belebt und damit für ihre Berufsarbeiten stärkt, durch welche sie die Mittel zu gewinnbringenden Ersparnissen erwerben. In der entmuthigenden Hoffnungslosigkeit des Lebens der meisten Menschen übt eine solche Hoffnung häufig geradezu eine aufrechthaltende Wirkung aus. Die Gewinne sind bei dieser Verlosung so mäßig, dass sie die Sparer nicht aus ihrem seelischen und wirtschaftlichen Gleichgewichte bringen, vielmehr ihnen Capitalien verschaffen werden, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, wirtschaftliche Unternehmungen zu beginnen oder zu erweitern.

Das Vertrauen auf die eigene Kraft wird durch solche Prämien der Sparsamkeit nicht untergraben, sondern im Gegentheile gestärkt, es wird nicht Trägheit, sondern Ausdauer gefördert, zum Sparen erzogen, Leichtsinn durch planmäßige Fürsorge für die Zukunft ersetzt.

Der Hauptwert der hier vorgeschlagenen Verlosung liegt darin, dass jede Person, welche mit 1 Krone Zinsenentgang an derselben theilnehmen will, ein oder mehrere Jahre hindurch gespart haben muss, um 100 Kronen zusammenzubringen und einen verlosbaren Cassenschein sich damit kaufen zu können, denn ein solcher Cassenschein kann weder von einem öffentlichen Kaufmann, noch von einem Privatbesitzer, sondern nur von der Postsparcasse und zwar mit gemachten Ersparnissen erworben werden. Wer aber das beseligende Gefühl gemachter namhafter Ersparnisse einmal an sich erfahren hat, ist dadurch für die Sparsamkeit gewonnen und damit zu einer wirtschaftlich gefesteten Stütze der Staatsordnung erzogen.

In Österreich bestehen unzählige Losvereine. Schon vielen dieser Vereine wurde ihr Losbesitz von den Verwaltern desselben veruntreut. Dennoch bilden sich immer wieder neue Vereine dieser Art. Dieselben sind nichts anderes als Sparvereine mit der Aussicht auf Losgewinne. Ihr Bestand beweist, wie sehr die Gewinsthoffnung die Sparsamkeit fördert, und beweist zugleich, wie sehr der Spieltrieb die Menschen beherrscht und sich Befriedigung zu verschaffen weiß. Er verirrt sich leicht auf gemeinschädliche Wege, wenn die Staatsregierung es unterläßt, ihm entgegenzukommen und ihn auf gemeinnützige Bahnen zu lenken. Der sicherste Weg, den Spieltrieb gemeinnützig wirkend zu machen, ist

seine Verwertung als Erziehungsmittel zur Sparsamkeit. Die Staatsfinanzen gewinnen dabei in Österreich zwar nur 20% der Prämien, aber der Wohlstand der Bevölkerung wird dadurch gehoben, und dies kommt schließlich auch den Staatsfinanzen zugute.

Die Stellung des Weibes bei den ungarländischen Wanderzigeunern.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki.
Budapest.

Die Forschungen auf dem Gebiete der Entwickelungsgeschichte der socialen Zustände mit Rücksicht auf die Stellung des Weibes haben in letzter Zeit mehrfach erwiesen, dass die Stellung der Frau nicht nur aufs innigste mit dem Familienrechte zusammenhängt, sondern die Frau selbst als eine wesentliche Culturerscheinung in der Entwickelung der Gesellschaftsverhältnisse betrachtet werden muss. Schon der erste Schritt zur Cultur ist aufs engste mit dem Weibe verbunden, dessen Stellung in einer Beziehung selbst bei den allerprimitivsten Völkern oft eine besondere, sozusagen bevorzugte ist, nämlich in Bezug auf das sogenannte Mutterrecht, demzufolge von der Mutter her und nicht von väterlicher Seite sich die Stammesangehörigkeit bestimmt.

In jüngster Zeit beschäftigt man sich in amtlichen Kreisen Ungarns abermals mit Plänen bezüglich einer zwangsweisen Ansiedelung der Wanderzigeuner des Landes und sucht Mittel und Wege zu finden, um dies Wandervolk endlich an feste Wohnsitze zu binden, es an eine andere Lebensweise zu gewöhnen. Ohne eine besondere, eingehende Berücksichtigung der ethnischen Momente können diese Pläne bezüglich ihrer Ausführbarkeit auf keinen Erfolg rechnen. Aus ebendiesem Grunde muss bei dieser Ansiedelungsfrage in erster Reihe die für uns ungewohnte, absonderlich erscheinende Stellung des Weibes bei den Wanderzigeunern in Betracht gezogen werden, mit der ja selbstverständlich das Eheleben, die Stammes- und Familienverhältnisse aufs engste zusammenhangen, und somit auch die Lebensweise, die gesellschaftliche Ordnung.

Wir müssen dabei stets bedenken, dass der uncivilisierte Mensch gleich dem Thiere ein bloßer Zögling der Natur ist, und dass nicht die

freiwaltende geistige Kraft, sondern eine unbewusste Anregung durch die äußere Umgebung seine Lebensweise, seine Thätigkeit, ja selbst die gesellschaftliche Ordnung bestimmt, die er sich als Norm aufstellt; und er wird deshalb unter den gleichen Verhältnissen zu jeder Zeit und allenthalben zu den gleichen Mitteln hingeleitet sowie auch dazu, die gleichen Wege zu betreten.

Um nun die Stellung des Weibes bei den Wanderzigeunern dem innersten Kern nach richtig beurtheilen zu können, müssen wir vor allem ihre Stammes- und Familienverhältnisse in Betracht ziehen.

Es lassen sich die Stammes- und Familienverhältnisse der Wanderzigeuner und ihre gesellschaftliche Ordnung überhaupt — wenn von einer solchen die Rede sein kann — nur theilweise und auch dann nur nach mühsamer Ausscheidung der fremden, nicht eigenen Elemente auf ihre urheimatlichen indischen Zustände zurückführen, obwohl, nebenbei bemerkt, ein conservativer Zug im zigeunerischen Volkscharakter, der jedem Amalgamierungsprocess bislang mit mehr oder weniger Erfolg widerstand, sich deutlich in dem Fortleben uralter Sitten und Gebräuche, deren Ursprung sich nicht selten bis in die indische Vorzeit zurückverfolgen lässt, offenbart. Auch in ihren Stammes- und Familienverhältnissen, so wie dieselben auch noch heutigen Tages bestehen, finden sich solche urheimatliche Momente, die, wenngleich durch den Einfluss abendländischer Cultur mehr oder weniger verwischt und zersetzt, doch auf eine alte Zeit hinweisen, wo die Zigeuner in einem geordneten Staatswesen gelebt und eine strenggeschiedene gesellschaftliche Ordnung beobachtet haben müssen. Als ein solches Moment muss, wie wir sehen werden, das Matriarchat, das Mutterrecht angesehen werden, welches die Stellung des zigeunerischen Weibes besonders klar beleuchtet. Ein anderes hierher gehöriges Moment ist auch die gegenseitige Abneigung, die zwischen den ansässigen (glete čore = spracharm) und den Wander- oder Zeltzigeunern (kortorár) herrscht und namentlich bezüglich der Blutvermischung, wobei ja selbstverständlich das Weib die Hauptrolle spielt, zum Ausdruck gelangt. Nie wird es einem Kortorar einfallen, ein Gletečoremädchen zu ehelichen und zwar aus freien Stücken zu seinem Weibe zu machen, und umgekehrt tritt selten der Fall ein, dass ein ansässiger Zigeuner eine Kortorarin heimführt, es sei denn, dass dieselbe von ihren Stammesgenossen für „ehrlos“ (bipátyivakes) erklärt und aus ihrem Stamme ausgewiesen worden ist. Selbst ein Theil der ansässigen Zigeuner Siebenbürgens, der als Goldwäscher oder Holzfäller sein Fortkommen findet und von den

anderen Zigeunern wegen seiner Händel- und Raufsucht „dšiuklanuš" (Hundemensch) genannt wird, geht nicht gerne Mischehen mit Wanderzigeunern oder ansässigen Gletečore ein. Besonders dem Zeltzigeuner liegt der Gedanke fern, sich mit Individuen eines anderen Wanderzigeunerstammes zu vermischen oder gar mit ansässigen, und sich dabei noch mit fremden Verhältnissen, Zuständen und Ideen zu befreunden; dazu kann ihn kein Gesetz, nur die denkbar größte Noth treiben. Freiwillig aber thut er diesen Schritt nach vorwärts nie, der nur mit gänzlichem Zusammenbruch seiner angestammten Familienverhältnisse geschehen könnte; für ihn ist es beinahe eine Unmöglichkeit, sich in solche sociale Verhältnisse zu gewöhnen, in denen das Vaterrecht und nicht das Matriarchat herrscht. Diesen wichtigen Umstand hat man stets bei den Plänen einer zwangsweisen Ansiedelung der Wanderzigeuner außeracht gelassen. Es bewahrheitet sich bei ihnen eben der Satz: Je näher der Mensch dem ursprünglichen Naturzustande ist, desto mehr scheut er das Fremde, Ungewohnte.

Was nun die gesellschaftliche Ordnung der ungarländischen Wanderzigeuner betrifft, auf der naturgemäß auch die Stellung des Weibes beruht, so zerfallen dieselben in einzelne Stämme, die nur insofern als gesellschaftliche Einheiten erscheinen, als jeder dieser Stämme unter einem Wojvoden steht, dessen Würde in der Familie erblich ist; in der That aber zerfallen sie in mehrere, voneinander unabhängige, kleine Gemeinwesen und Genossenschaften (malija von malo = Freund, Genosse), die unter einem freigewählten Vorstande, šajbidšo, stehen, der dann in wichtigen Fällen oder auf specielles Verlangen der Malija selbst den Wojvoden aufsucht, der auch bei irgendeiner Sippe des Stammes weilt, und seine Entscheidung einholt. In geringeren Streitsachen ist der Šajbidšo der Richter; in schwierigeren Fällen ruft er beim Urtheilfällen die Ältesten der Malija zusammen; in Angelegenheiten von allgemeinem Interesse aber ist er dem Wojvoden verantwortlich und hat ihm so bald als möglich über sein Vorgehen Bericht zu erstatten oder seinen Beschluss in tiefeingreifenden Angelegenheiten einzuholen.

Diese Zerklüftungen in einzelne Trupps (malija) datieren wahrscheinlich erst aus neuerer Zeit, als auch in Ungarn und Siebenbürgen die Wanderzigeuner nirgends als größere, zusammenhangende Masse und als einheitlicher Stamm geduldet wurden; sie waren zum Theile auch von selbst gezwungen, sich in kleinere Truppen aufzulösen, indem bei dem in neuerer Zeit gehobenen Verkehr im Lande größere Weide-

plätze immer seltener wurden und die Pferde, Schweine und andere Thiere des Stammes dem größten Futtermangel ausgesetzt waren. Die Theilung in größere und kleinere Sippen (gakija) mag jedenfalls innerhalb des Stammes von jeher üblich gewesen sein.

Die Trennung der Stämme, d. h. ihre Auflösung in einzelne, durch Blutsbande verwandte Truppen (malija) erfolgte allen Anzeichen nach erst in neuerer Zeit. Bei diesen kleineren Gemeinwesen aber beruht die gesammte gesellschaftliche Ordnung — insoweit man eben von einer solchen sprechen kann — auf der Grundlage verwandtschaftlicher Beziehungen, wobei nur die weibliche Linie in den Vordergrund tritt, der männlichen hingegen nicht einmal eine untergeordnete Bedeutung eingeräumt wird; die letztere gelangt nur ausnahmsweise zur Geltung, wenn z. B. irgendein Vorfahr des Vaters mit Wojvodenfamilien in verwandtschaftlichem Verhältnisse gestanden. Im übrigen treten die verwandtschaftlichen Beziehungen väterlicherseits ganz und gar in den Hintergrund. Die ganze gesellschaftliche Ordnung der Zigeuner beruht also auf dem Matriarchat. Der Zeltzigeuner, sobald er sich beweibt, muss sich der Truppe (malija), beziehungsweise Sippe (gakija) anschließen, zu welcher seine Frau gehört; er wird bei der Sippe, zu der er durch Geburt gehört, nach seiner Verheiratung wohl als Person, als Einheit mitgezählt, er aber und seine Nachkommen gehören nur der Sippe seiner Frau an. Wenn z. B. Peter aus der Sippe A die Maria aus der Sippe B heiratet, so gehört er nach seiner Verheiratung der Sippe B als der Sippe seiner Frau an, wird aber bis zu seinem Tode von der Sippe A, zu der er durch Geburt gehört, als Glied weiter mitgezählt; seine Kinder dagegen gehören der Sippe B an, werden von der Sippe A nicht als nahe Verwandte betrachtet und können in diese zurückheiraten, nur dürfen sie nicht die Schwestern ihres Vaters zu Frauen nehmen. Der Mann nimmt nach seiner Verheiratung als Zunamen den Namen der Sippe seiner Frau an und lässt den seiner Sippe, zu der er durch Geburt gehört, fallen. Jeder hat folgende Namen: 1. einen Taufnamen, z. B. Ambrusch (Ambrosius); 2. den Namen seines Vaters in adjectivischer (Genitiv-) Form: Petresko (Ambrusch Peters, wenn der Vater nämlich Peter hieß); 3. hierzu kommt noch der Name der Sippe, also Ambrusch Petresko Kiri, wenn der Betreffende zur Malija Kiri (Stamm Aschani) gehört; 4. wird der Name des Stammes hinzugefügt, z. B. Ambrusch Petresko Kiri Aschani; 5. schließlich kommt noch hinzu irgendein Spott- oder Spitzname.

Als Familienname gilt der Name der Sippe, der sich, wie wir gesehen haben, beim Manne mit seiner jeweiligen Verehelichung jedesmal verändert. Wenn einem der Vater noch in seiner Kindheit verstirbt, so bildet man den Zunamen nach dem Taufnamen der Mutter, z. B. Ambrusch Mariakri (früher Petresko) Kiri Aschani (im Falle seine Mutter eben Maria heißt).

Indem die Ehefrau bei den Zeltzigeunern nicht die finis familiae ist und ihre Nachkommenschaft zu der Sippe gehört, der sie entsprossen ist, ihr Mann aber als Zukömmling der Sippe betrachtet wird, zu der seine Frau durch Geburt gehört, so wird bei den ungarländischen Wanderzigeunern das Weib mit Recht nicht nur als Mehrerin der Familie, sondern auch der Sippe betrachtet, während der Mann stets nur ein „halbes" Mitglied ist, denn nach dem Tode seiner Frau kann er in eine andere Sippe übergehen, sobald er nämlich eine zweite Ehe eingeht. Es gibt daher unter den ungarländischen Wanderzigeunern Männer, die Mitglieder von fünf bis sechs Sippen waren, je nachdem sie eben als Witwer oder geschiedene Gatten mehrere Ehen nacheinander eingiengen. Die Kinder der verstorbenen Frau gehören selbstverständlich der Sippe ihrer Mutter an, während der Mann nach Eingehen einer neuen Ehe von der Sippe seiner verstorbenen Frau als „Fremder" (strejimanuš) betrachtet wird. Auffallend dabei ist der Umstand, dass in dem Falle, wo ein Witwer eine neue Ehe eingeht, die Kinder aus seiner früheren Ehe bei der Sippe ihrer verstorbenen Mutter zurückbleiben, wenn auch der Vater infolge seiner neuen Ehe zu einer anderen Sippe gezogen ist und nun mit dieser herumwandert. Dies ist umso merkwürdiger, als ein Zeltzigeuner zum zweitenmale aus derselben Sippe sich nicht beweiben darf, geschweige denn dass er eine nahe Verwandte oder gar die Schwester seiner verstorbenen Frau heiraten kann. Im Concubinat, wie dies in solchen Fällen auch meistens der Fall, darf er leben, aber eine gesetzliche Ehe, worauf die Zigeunerinnen — man könnte es wohl kaum glauben — gar sehr erpicht sind, einzugehen ist ihm versagt.

„Neues Weib, neue Sippe (neve romni, nevi gakija)", sagt das zigeunerische Sprichwort. Die Sorge für die verwaisten Kinder fällt also nicht dem Vater, sondern der Sippe der verstorbenen Mutter zu. Selbst bei Lebzeiten der Gattin kümmert sich der Zigeuner um das geistige und leibliche Wohl seiner Kinder nicht im geringsten; das Weib hat die ganze Last der Familie zu verspüren. Daher kommt es, dass mancher seinen Vater, wenn er lebt und in eine andere Sippe

hineingeheiratet hat, höchst selten sieht oder gar nicht kennt, so wie es denn auch im Liede heißt:

Mro dades na prinsarav,	Meinen Vater kenn' ich nicht,
Niko mallen me dikhav,	Mir an Freunden es gebricht,
Bidadengro, bimallakro,	Ohne Freunde, vaterlos,
Mre daj pašlol pal handako.	Mutter ruht im Grabesschoß.

Die Kinder werden von der Sippe, welcher der Vater durch Geburt angehört, nicht als Verwandte betrachtet, und die Söhne können in dieselbe hineinheiraten, nur dürfen sie, wie erwähnt, nicht die Schwestern des Vaters zu Frauen nehmen.

Der junge Ehemann erhält die ganze Einrichtung eines zigeunerischen „Hauswesens", Zelte, Wagen, Pferde, Werkzeuge u. s. w., von seiner Frau, deren Anverwandte sorgsam wachen, dass derjenige, der in ihre Sippe hineingeheiratet hat, das „Vermögen" seiner Ehefrau nicht verschleudere. Er ist daher gezwungen, mit der Sippe seiner Frau zu wandern und, wenn es die Nothwendigkeit erheischt, sich sogar von seinen nächsten Blutsverwandten zu trennen, mit denen er dann nur bisweilen in den gemeinsamen Winterquartieren — in den Orten, wo eben der ganze Stamm überwintert — zusammentrifft. Solange der Mann verheiratet ist, darf er die Genossenschaft, zu der seine Frau gehört, nicht verlassen und sich einer anderen anschließen; dies wird gleichsam als Ehebruch angesehen und der Betreffende auf Anzeige seiner Frau vom Wojvoden mit Beistimmung der Šajbidšos in Acht erklärt und für immer oder für eine gewisse Zeit aus dem Stamme verstoßen.

„Die Mutter war Deine Mutter; das Weib war und ist Dein Weib (e daj avlas tre daj; e romni avlas te hin tre romni)", sagt das zigeunerische Rechtssprichwort, das uns zugleich die ethischen Momente derjenigen zigeunerischen Volkslieder erklärt, in denen die Mutter ihre Sehnsucht nach ihrem „verlorenen" Sohn ausspricht, wie z. B. im schönen Liede:

Bitasades na pirlin,	Keine Biene ohne Stachel ist;
Mro raklo mre vodji hin!	Ach, mein Sohn schon jetzt auf mich vergisst!
Mukljas man pal čoripe,[1]	Seine alte Mutter, müd und matt,
Te dšidav me e lime!	Er im Elend hier gelassen hat!
Rakleja vojikera,	Bist mein Trost, den ich noch hab',
Mange hrobos na kera!	Grabe mir doch nicht das Grab!

[1] č = tsch, š = sch.

Tute, tute gindinav,	Meine Freud' bist Du allein,
Oh, tu luludji tajsa;	Bist mein gold'ner Sonnenschein;
Ana mange pirana,	Komm zu mir mit Deinem Lieb,
Sakovremete kerav!	Alles thu' ich Euch zulieb'!

Auffallend ist es, dass diesen primitiven Zustand des Mutterrechtes die Zigeuner Jahrhunderte lang fern von ihrer Urheimat bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Von den Anthropologen und Ethnologen wird allgemein angenommen, dass, solange sich feste Eheverhältnisse nicht ausgebildet hatten, aber noch über diese Zeit hinaus das Mutterrecht in großer Ausdehnung dem Vaterrecht vorangegangen ist. Bei vielen Völkern steht das erstere noch unverändert in Kraft. Nach Adolf Bastians Ansicht handelt es sich bei dem Mutterrechte, dem Matriarchate, nicht etwa um eine Bevorzugung der Frau, sondern vielmehr um jene tiefste Verachtung, die dem schwächeren Geschlechte unter dem Rechte des Stärkeren nicht erspart werden kann. Man muss zunächst den Primärzustand primitiver Horden in Betracht ziehen, wo sich der Gegensatz der Geschlechter so entschieden ausspricht, dass sie sich beinahe feindlich gegenüberstehen. Nicht liberorum quaerendorum causa findet gelegentliches Zusammentreffen statt, sondern die Ursächlichkeit liegt in der Brunst des Geschlechtstriebes, und hierbei vermögen die Frauen als das passiv gewährende Element durch die zustehende Macht der Versagung eine Art Superiorität zu bewahren.

Auf ihrer Wanderschaft von Indien her in ihre jetzige Heimat können die Zigeuner keinesfalls das Mutterrecht in ihre Stammes- und Familienverhältnisse aufgenommen haben; es muss dies bei ihnen schon in ihrer indischen Urheimat in Geltung gestanden sein, und es ist daher ihre engere Urheimat unter den Bergstämmen Indiens zu suchen, bei denen nachweisbar auch noch heutzutage das Matriarchat vorherrscht.

Jedenfalls sind auch an diesen socialen Verhältnissen der Zigeuner die Jahrhunderte nicht spurlos vorübergegangen, ihrem innersten Wesen nach aber sind dieselben unverändert geblieben, und dass sie es geblieben, dazu hat in erster Reihe der Hang zum Nichtsthun, zur beschaulichen Trägheit das Seine beigetragen.

Zu seinem Weibe zieht den Wanderzigeuner in erster Linie die Sinnlichkeit hin; dann aber als Besitzerin zigeunerischen Heimwesens weist sie ihn auch auf ihre Gnade an; die Frau wird von ihm als Beratherin in Freud' und Leid, als Freundin im höheren Sinne gar nicht betrachtet. Dem matriarchalischen Verhältnisse zufolge nimmt indes

das Zigeunerweib dem Gatten gegenüber eine mehr oder weniger freie, unabhängige Stellung ein. Die Eheleute arbeiten voneinander getrennt und erwerben sich so das Brot, das sie auch in den seltensten Fällen gemeinsam verzehren. Während der Mann höchstens einen geringen Theil seines Erwerbes für die Winterszeit zurücklegt, den größten Theil aber aufzehrt und vertrinkt, sorgt die Frau für ihre Kinder; ja sie muss in den meisten Fällen auch ihren Mann den ganzen Winter hindurch erhalten, wenn dieser — wie gewöhnlich — im Winter keinen Erwerb hat, während sie durch Wahrsagerei, Heil- und Zaubermittel u. dgl. bei den leichtgläubigen Bäuerinnen stets ein gutes Stück Geld oder Lebensmittel reichlich verdient. Das Eheverhältnis ist daher ein sehr loses. Die Gattin treibt sich meist mit Wissen des Gatten mit anderen Männern herum, die ihre Nahrungssorge für Mann und Kind durch gelegentliche Geschenke verringern, und er — macht es dann in den meisten Fällen nicht besser. Er drückt ein Auge zu über das Treiben der Gattin; denn verliert er sie, so geht er vorderhand auch seines sicheren „Heims", seiner Ernährerin verlustig; und was die Nachkommenschaft anbelangt, so hat er ja dieselbe nicht zu ernähren; das ist Sache des Weibes, beziehungsweise nach ihrem Tode die der Sippe.

Diesen für uns ungewöhnlichen Verhältnissen entsprechend, nimmt der Wanderzigeuner Ungarns im Familienleben eine sehr untergeordnete Stellung ein. Abgesehen vom Matriarchat, das dem Gatten bei diesen Zigeunerstämmen eine untergeordnete Stellung zuweist, ist in den allermeisten Fällen der Mann selber schuld daran, dass seine Person in der Familie und in der Sippe weniger zur Geltung kommt.

Als Junggeselle lebt er im wahren Sinne des Wortes „dem Hunde gleich". Der Sommer vergeht noch irgendwie, aber kommt dann der Winter mit seinen Schrecknissen, dann gelten in Wahrheit die Worte des Liedes:

Parne, parne e lime,	Kalter Wind weht übers Feld,
Bute jiv hin jevende!	Schnee bedeckt die weite Welt!
Kaske na hin e romni,	Wer jetzt frei und ledig blieb,
Dšanel, the lašes romni.	Weiß nun, was bezahlt die Lieb'.
Kaske na hin pirani,	Ach, wer jetzt kein Liebchen hat,
Kaj dšal pal e brigoji,	Schleicht einher stets müd' und matt,
Sar bigorekro dšukel	Friert im Schnee und Windgetos
Andre jiva jov chučel!	Gleich dem Hunde, herrenlos!

Oder:

Kaske pirani,	Wer kein Lieb im Winter hat,
Jevend leske ač nani;	Schleicht einher stets müd' und matt;

Rodel leske pirana,
Cin selenes hin beša!
Piranakri kamabe
Taisa avla pal leske,
Pabuvel leske vodji,
Kija lake pal rači
Na hin leske e šila,
Te e cigna te bara!

Such' Dir drum ein Lieb geschwind,
Eh' noch kommt der Winterwind!
Denn der Liebsten Liebe wacht
Über Dir stets Tag und Nacht,
Hast am Tage frohen Muth,
Wenn sie nachts dann bei Dir ruht,
Fühlst den Frost, die Kält' Du nicht,
Denn an nichts es Dir gebricht!

Sein ganzes Sinnen und Trachten ist daher darauf gerichtet, dass er bei Einbruch der Winterszeit, wo der ganze Stamm gewöhnlich zusammen die Winterquartiere bezieht, sich einer fremden Sippe anschließe und dort bei einer Maid Unterkunft finde. Im Sommer erarbeitet er sich dann etwas Geld und heiratet die Maid. Bald aber nimmt der Sparpfennig, der einzige, den je ein Wanderzigeuner in seinem ganzen Leben zurücklegt, ein Ende, der Liebesmai geht auch zur Rüste, und dann gilt in Wahrheit und im tragischen Sinne jenes spöttische Wort des römischen Erotikers: „Maritus est finis amorum." Zank und Streit, Rauferei und Zetergeschrei sind nebst handgreiflichen Zwistigkeiten an der Tagesordnung. Es ist beinahe selbstverständlich, dass unter solchen matriarchalischen Familienverhältnissen fast immer der Mann den kürzeren zieht. Die Frau führt das Regiment und schaltet und waltet daheim und im Verkehre mit den „Weißen" (Nicht-Zigeunern) nach Belieben. Dass unter solchen Umständen bei den Wanderzigeunern Ungarns glückliche Ehen zu den allergrößten Seltenheiten gehören, ist selbstverständlich; und in diesen matriarchalischen Familienverhältnissen der Zigeuner ist auch der Urkeim ihrer Sittenlosigkeit im Geschlechtsleben verborgen. Für tüchtig und geschickt wird diejenige Frau gehalten, die neben ihrem Gatten noch einen, zwei Junggesellen oder Witwer an sich zu fesseln versteht, die ihr die Familie sammt dem Gatten — solange wenigstens der Liebesrausch dauert — ernähren helfen. Tritt gegen solche Verhältnisse der Gatte energisch auf, was jedoch in seltenen Fällen geschieht, so kann es ihm gar leicht geschehen, dass er aus der Sippe davongejagt, ja sogar für einige Zeit aus dem ganzen Stamme ausgeschlossen wird und nun allein wandern muss, die höchste Strafe, die für den Zeltzigeuner in jeder Beziehung mit schrecklichen Folgen verbunden ist. Abgesehen davon, dass er allein und einsam das Land durchstreifen muss, wird er noch obendrein überall von den Behörden angehalten, da seine einzelne Erscheinung stets Verdacht erregt; er findet gar schwer Arbeit und Almosen; jedermann fürchtet sich vor ihm und glaubt, dass er bloß aus dem Grunde allein

wandert, um desto leichter und sicherer Frevel verüben zu können. Diesem einen Moment zigeunerischer Rechtspflege ist es aber zu verdanken, dass sich Zigeuner sesshaft gemacht haben. Solche Ausgestoßene, überdrüssig des einsamen Herumschweifens, lassen sich in Dörfern, wo sie auf Erwerb treffen, nieder und vermischen sich mit der Hefe der Bevölkerung, beziehungsweise schließen sie sich den bereits ansässigen Zigeunern an.

Die Ehebrecherin verstößt der Gatte in den seltensten Fällen; denn er muss ja dann die Sippe verlassen, der er durch seine Heirat nunmehr angehört; thut er es aber und verläst er seine treulose Gattin, nachdem er dieselbe des Ehebruches überführt, so darf dieselbe bei seinen Lebzeiten keine giltige Ehe mit einem anderen Manne eingehen. Eine „Zeitehe“ (zigeunerisch jepasipe = Halbheit) jedoch ist erlaubt und zwar nur mit Einwilligung des Wojvoden des betreffenden Stammes, welchem der Mann, der eine solche Ehe eingehen will, angehört. Solche Einwilligung ist, wie denkbar, leicht zu erkaufen. Der Gatte scheidet nun aus der Sippe seiner verstoßenen Frau, kann aber ebenfalls keine giltige Ehe bei Lebzeiten seiner Frau eingehen. Unter solchen Umständen ist selbstverständlich der Gatte im Nachtheil, denn eine Unverheiratete geht in den seltensten Fällen eine „Zeitehe“ mit ihm ein, und nicht immer ist ihm das Glück so hold, dass er bei einer anderen Sippe eine von ihrem Gatten verstoßene Frau findet, die geneigt ist, mit ihm in einer „Zeitehe“ zu leben; er schmiegt sich also an eine Verheiratete an oder läst sich unter ansässigen Zigeunern nieder, dem freien, vagabundierenden Leben für immer den Rücken kehrend.

Dieser eheliche Rechtsbrauch ist wohl der letzte Nachklang jener socialen Einrichtung der Wanderzigeuner der Balkanländer und einiger Südungarns, die wir als eine Art von Fehmgericht bezeichnen können, und die bei ihnen unter dem mir unverständlichen Namen „manlaslo” bekannt ist. In erster Reihe ist dies Fehmgericht für den Ehebruch eingesetzt, und zwar wahrscheinlich um dem Weiberregiment einerseits, andererseits vielleicht um auch der Vielweiberei, die bei mohamedanischen Zigeunern vorherrscht, einen Damm zu setzen.

Ohne auch nur eine Ahnung von der Treulosigkeit der Gattin zu haben, wird der Gatte oft mit der Nachricht überrascht, seine Frau sei vom manlaslo verbannt und seine Ehe mit ihr gelöst worden. Tag und Nacht, in jedem Augenblicke kann er darauf gefasst sein, in seinem Zelte eine kreisrunde Holzscheibe zu finden, durch deren mit einem

Bohrloch versehene Mitte ein Holzstab gezwängt ist. Hat diese Scheibe ihre natürliche Holzfarbe, so gilt sie dem Manne; ist sie aber roth angestrichen, so hat das Weib vor dem Fehmgerichte zu erscheinen.

Findet die Frau in ihrem Zelte oder in ihrer Hütte (gewöhnlich zur Zeit ihres Alleinseins) die obenerwähnte rothgefärbte Holzscheibe, so darf sie davon niemand eine Mittheilung machen, sondern muss sich bei Anbruch der Nacht an das nächste fließende Wasser, das gegen Osten liegt, begeben, wo sie ein vermummter Mann, dessen Gesicht eine aus Thierfell verfertigte Maske bedeckt, in Empfang nimmt und weit weg an einen einsamen Ort führt, wo um ein Feuer herum ebenfalls zwei maskierte Männer lagern. Furcht und Grauen erfüllt die Frau, sobald sie vor diesen unheimlichen Gestalten steht, von denen sie nicht einmal ahnt, wer sie eigentlich sind. Den Verbannungsurtheilsspruch derselben hat sie unverzüglich zu erfüllen. Aus Furcht für ihr Leben eilt sie von dannen und verlässt ihre Truppe oder gar das Land, ohne auch nur ein Sterbenswörtchen über den ganzen Vorfall jemand sagen zu dürfen oder Abschied von ihren etwaigen Kindern zu nehmen, die sie nun ihrer Sippe oder der Fürsorge der anderen Frauen ihres Mannes überlässt, im Falle er nämlich solche hat. Bei den mohamedanischen Zigeunern herrscht auch das obenerwähnte Matriarchat vor und darf der Mann seine Weiber nur aus einer und derselben Sippe wählen, höchstens geht er nebenbei mit Einwilligung seiner gesetzlichen Frauen eine „Zeitehe" mit einem durch das Fehmgericht aus einem anderen Stamme verstoßenen Weibe ein, das dann so recht die Sclavin seiner gesetzlichen Frauen wird.

Beinahe selbstverständlich ist es, dass hierbei der Intrigue Thür und Thor geöffnet werden. Will z. B. ein Zigeuner anderen Stammes die Gattin eines Mannes besitzen, so setzt er es durch Geld und gute Worte beim Wojvoden des betreffenden Stammes durch, dass das Weib — ob schuldig oder nicht — vor den manlaslo gefordert und aus dem Stamme verbannt wird. Nun bietet er ihr eine „Zeitehe" an, auf die sie in den meisten Fällen freudig eingeht. Wie sehr dies geheime Gericht der Demoralisation des Familienlebens Vorschub leistet, ist leicht begreifbar.

Nur die Wojvoden kennen die jeweiligen Mitglieder dieses manlaslo, die sie beim Antritte ihres Amtes auf Lebenszeit zum Theile aus ihrer eigenen, zum Theile aber auch aus anderen Sippen im geheimen ernennen, die dann dies Amt übernehmen und das Geheimnis ihrer Würde zeitlebens bewahren müssen. Daher wissen es

nur die Wojvoden, wer Mitglied des manlaslo ist, dieses unheimlichen, demoralisierenden Gerichtes, das in früheren Zeiten zur Befestigung der Macht der Wojvodendynastie wohl so manchen Mord begangen haben mag, ehe es heutzutage sozusagen zu einem moralischen Schreckpopanz des Ehebruches herabgedrückt ward. Männer werden wegen Ehebruch nie vor den manlaslo entboten, wohl aber wegen Raub und Mord im Kreise der eigenen Genossen oder in Fällen, wo durch eine That des Betreffenden der ganze Stamm gefährdet wird und der Verfolgung der „Weißen" (Nicht-Zigeuner) ausgesetzt werden könnte. Stirbt eine Ehehälfte, so kann die andere, falls sie keine „Zeitehe" eingegangen oder letztere bereits aufgelöst worden ist, sich wieder rechtmäßig verehelichen. Dass diese Einrichtung vor Zeiten möglicherweise allen Zigeunerstämmen bekannt gewesen, dafür scheint vielleicht der Umstand zu sprechen, dass auch bei den Wanderzigeunern der Länder der ungarischen Krone die infolge Ehebruches getrennten Ehehälften nur eine Jepasipe eingehen dürfen.

Ersichtlich ist es hieraus, dass die Lage des Weibes trotz des Matriarchates bei den mohamedanischen und einigen Zigeunerstämmen Südungarns infolge der Einrichtung des manlaslo gar drückend, bedeutend erniedrigender ist als bei den ungarländischen Zeltzigeunern, die diese Art von Fehmgericht nicht mehr kennen. Für die Nachkommenschaft der Eheleute, für das Familienleben überhaupt ist diese Einrichtung zu einem rechten Fluch geworden, weshalb auch unter den Zigeunern der Balkanländer die denkbar zügelloseste Sittenlosigkeit herrscht.

Bei den ungarländischen Wanderzigeunern dagegen tritt das Matriarchat schon infolge der Monogamie in reinerer, ursprünglicherer Form auf und nimmt das Weib, man möchte fast sagen, eine beneidenswerte Sonderstellung ein; der Gatte ist dagegen, mehr oder weniger auch durch eigenes Verschulden, dem Willen und der Gnade seiner Frau überliefert. Für ihn gilt ganz und gar das Lied:

Verekaj me dikhav,	Wo ich immer stehe,
Varekaj me dšiav!	Wohin ich nur gehe,
Hin varekana	Ach, an jedem Ort
Romnakri duma,	Klingt des Weibes Wort,
Ada asavel	Das bald keift, bald girrt —
Te lime kerel!	Und die Welt regiert!

Das Sprichwort sagt ja mit Recht: „Ein blindes Weib ist viel wert, aber ein stummes ist das größte Gut."

Als Ehemann hat er wohl Grund, jeden Freier zu bedauern, und singt daher:

Miro dšiukloro bašol:	Hündchen bellt es Tag für Tag:
Romnake o rom robotol!	Weib ist stets des Mannes Plag'!
Hin graj mange te pro kast	Hat ein Pferd der dumme Knabe,
Tajsa me most klisavav,	Will trotzdem auf schwankem Stabe
Kana me jek raklo som —	Reiten durch die Welt so weit —,
Te avava lelakri rom!	Deshalb er sein Liebchen freit!

Aber der Freier in seinem Liebesrausch beherzigt nicht die Worte, die er tagtäglich von den verheirateten Männern singen und sagen hört:

Mire romni cingardel!	O, im Schnattern ist mein Weib nicht faul!
Leskre čil o beng cinel,	Stopf' der Teufel doch ihr böses Maul,
Tato klestar cinel sik,	Kürz' er ihre Zunge unverzagt,
Ličarel man leskre čib!	Denn mich hat sie ja genug geplagt!
Vorbetar man maj marel,	Ihre Zunge, ach! ihr böses Wort
Chal mre vodji, pušavel,	Plärrt und sticht und beißt ineinemfort,
Miro šero meljarel.	Läßt mir keine Ruh' an keinem Ort.

Als Freier versteht er auch nicht die Worte des Liedes, das da sagt:

O akhor hin sorales,	Harte Schale hat die Nuss,
Mardji rakli hin lačes!	Jedes Weib man schlagen muss!
Uva raklo, o raklo	Alle Burschen, Gott erhalt'!
Te o phuro te terno	Ob sie jung noch oder alt,
Hin pro phuv o mišelja,	Gleichen Fischen auf dem Sand,
Raklija pro phuv bešen,	Mägdlein sitzt am Uferrand,
Chuden sigo mišeljen!	Fängt die Fisch' mit flinker Hand!

Ein Echo der Leiden tönt aus allen Liedern der ungarländischen Wanderzigeuner uns entgegen, die nämlich ausschließlich nur von Männern gesungen werden. Nur ein vermittelnder, das Gleichgewicht herstellender Humor ist es, welcher dem Zeltzigeuner auch über die Leiden des Familien- und Ehestandes hinüberhilft. Und so antwortet er denn gewöhnlich auf das Gezänke seiner besseren Ehehälfte mit dem Liede:

Baro foros Cibinforo,	Schön ist Hermannstadt fürwahr,
Deš banuc hin kaj amallo,	Und drei Kreuzer sind ein Paar,
Te šov banuc amallo,	Nur wenn ich noch einen find' —
Mire romni kores biso.	Meine Frau ist langher blind.
Kores biso, so kerav?	Blind ist sie, was liegt daran?
Lokes lime the dšidav,	Jetzt wär' ich ein lust'ger Mann,
Lakre čib man maj pušel,	Ihre Zunge, schwere Noth!
Miro šero maj marel;	Sticht und frißt mich noch zutod;
The ratjije na the dav,	Könnt' ich Branntwein ihr nicht geben,
Dolmut man joj çavela!	Scheiden müßt' ich aus dem Leben!

Oder:

<table>
<tr><td>Mire romni loles avlas,
Andre cholji joj tasiljas,
Kana dikljas, the čačes,
Leskro nak hin krastavec!</td><td>Meine Frau, die zürnt gar schwer,
Weil die Nase ihr wächst so sehr,
In ihr Maul hinab sie reicht,
Einer Gurke groß sie gleicht!</td></tr>
<tr><td>But ratjije kerelas,
But ratjije pijelas,
Kana leskro gule rom
Marelas la upro o drom!</td><td>Von dem Schnaps wuchs ihre Nas',
Denn sie trank stets ohne Maß,
Ja, sie trank, so oft ihr Gatte
Sie gut durchgeprügelt hatte!</td></tr>
</table>

Oder:

<table>
<tr><td>Akana selenes avla
Ej maj bare Iljefalva!
Mire romni, lače romni,
Na patjam, hoj leskre vodji
The sascipen the avalas,
Sar našvales romni avlas!
The pijalas joj akana —
Ratjijengre enja kupa!</td><td>Frisch ergrünen wird gar balde
Iljefalvas weite Halde!
Kräftig, tüchtig ist mein Weib,
Denn wir hofften nicht, beileib,
Dass sie je noch sollt' genesen,
Ach, so krank ist sie gewesen!
Trinken könnt' sie, könnt' es sein —
Heute schon drei Maß Branntwein!</td></tr>
</table>

Charakteristisch für das gegenseitige Verhältnis der Ehegatten sind die folgenden allgemein verbreiteten Lieder:

<table>
<tr><td>Vajde, vajde bare kusipena,
Mire romni dikhelas pal korčma;
Lake lačes n'afostalas,
Kana o rom the pijelas;
Hei, te o rom nikana penel,
Kana aver la angalidel!</td><td>Schwere Flüche fliegen hin und her,
Meine Frau sah mich besoffen schwer;
Und das war ja niemals ihr Geschmack,
Wenn berauscht ich in der Pfütze stak;
Mich, ja mich belästigt es doch nicht,
Wenn sie herzt und küsst ein jeder Wicht!</td></tr>
</table>

Oder:

<table>
<tr><td>Lačo pedo hin terkáto!
Kás me kamáv, kás bašovlo,
Mire romnakri piranen,
Ke benga lake bičaven.</td><td>Kluges Thier ist mein gefleckter Hund!
Gibt durch Winseln, Bellen stets mir kund,
Wenn zu meiner Frau ein Bursche bringt,
Den der Teufel Höchster zu ihr bringt.</td></tr>
<tr><td>Mre romni sojes račije
Biso benges amintjiljas,
Kana tamete račije
Na piranes, man čumidjas!</td><td>Neulich abends hat mein theures Weib
Unbewusst umarmt des Teufels Leib,
Als im Dunkeln statt des Liebsten mich
Sie umhalst, geküsst hat inniglich!</td></tr>
</table>

Lodert aber die Eifersucht in hellen Flammen auf, dann endet der Spass gewöhnlich mit einer allgemeinen Schlägerei. Das eine oder das andere Weib braucht nur das Lied anzustimmen:

<table>
<tr><td>Gulo mro rom sova, sova, tu sova,</td><td>Schlaf', mein Männchen, schlaf' die ganze Nacht,</td></tr>
<tr><td>So tu kamel, sova tu pale pada!</td><td>Hab' Dein Lager gut zurecht gemacht!</td></tr>
</table>

Sova, sova miro gulo rom —	Schlaf', mein süßes Männchen, schlaf' Du gut —
Kana pal avreske lačes som!	Bald ein anderer mir im Arme ruht!

— gleich erhält es zur Antwort:

Kopal hin pal mire vasta,	Stock ist stets in meiner Hand,
Kana marav man romensa,	Ist der Schlag dem Mann gewandt,
Uva kere ča jek čopri,	Nur mit Peitsche meinem Weib
Kas sumavel mire romni.	Ich das Weh vom Rücken treib'!

Oder:

Te na kamel te kamel,	O, mein Weib wollt' von mir fliehn,
Romni mandar urdonel,	Doch jetzt muſs sie von mir ziehn,
Te me sadjom la sojes,	Folgt mir jetzt aus freien Stücken,
Hoi dumno na the randel,	Denn ich walk' ja ihren Rücken,
Andakode na rušel:	Daſs sie nicht vor Jucken weine,
Lake me the satjarav,	Daſs die Arme nimmer greine:
Mardjom sik leskri bunda!	Hab' ich lang mich nicht bedacht,
	Hab' es kurz und gut gemacht!

Gar bald kommt es zu Thätlichkeiten, und in den meisten Fällen, man könnte sagen fast immer, beginnt das Weib, im Vollbewuſstsein seiner günstigen socialen Stellung dem Manne gegenüber, die Handgreiflichkeiten; dann kann der Mann die Richtigkeit des Liedes abermals verspüren:

Sastarareskro kalapačo,	Schwer der Hammer für das Eisen,
Mre romnakri dindalipo,	Für den Mann des Weibes Beißen,
Sa duj hin ča kasavo,	Beide ach! sind solche Dinge,
Hoi bachtales nivaso.	Die man niemals schätz' geringe.

Gar bald werfen sich alle Weiber der Sippe auf ihn, und während die Männer in ihrem eigenen Interesse gewöhnlich nur mit Worten seine Partei ergreifen, muſs er froh sein, wenn er mit noch hälbwegs heiler Haut das Feld räumen kann. Fluchend und schimpfend und blutig geschlagen zieht er sich auf einige Zeit beiseite, um aus Schuſsweite höchstens im Liede seinem Weibe gute Wünsche mitzutheilen:

Bute cheva hin pal čerha	In der Zeltwand Loch an Loch,
Te kinoven e barvala,	Und der Wind zerfetzt sie noch;
Kinoven jov, kana kamel!	Nur drauf los, wenn's ihm gefällt!
Devleskeri jak na avel	Blitz fährt nimmer in mein Zelt,
Kathe andre mire čerha:	Denn er ist ja so gescheit:
Uva tu na sal diljines,	Nicht bereitet er ein Leid
Tire rakla na cingeres,	Seiner Tochter, meinem Weib —
Mire romna tu na mares!	Schlüg' er doch in ihren Leib!

Dazu sucht auch ihn das schrecklichste Übel der Ehe in der Gestalt seiner Schwiegermutter heim. Dann singt er zuweilen, um seinem Groll Luft zu machen:

Mire sasuj maj matji,	Schwiegermutter ist besoffen,
Počivinel mre vodji;	Jetzt kann ich auf Ruhe hoffen;
De baçt dela pišale,	Gott, Du magst den Schenken segnen,
The dšial lačes leske!	Unglück soll ihm nie begegnen!
The mire sasuj matji,	Ist die Alte nur berauscht,
Márela kate ratji;	Zeigt sie sich wie ausgetauscht;
Akor hamar joj sovel,	Muckst nicht, legt sich mäuschenstill,
Te mre vodji počivinel.	Und ich treibe, was ich will.

Oder:

Romnake e daj	O, die Mutter meiner Frau
Lačes akor me dikhav,	Ich nur dann recht gerne schau',
Kana matjes na dšanel:	Wenn besoffen sie vergisst:
Rom te romni joj perel!	Ob sie Mann, ob Weib sie ist!

Aber nicht nur seine Schwiegermutter, sondern selbstverständlich auch die übrigen weiblichen Verwandten seiner Frau geben häufig genug Anlass zu ehelichen Zwistigkeiten. So heißt es denn:

So ašunel kote-kate	Was Frau Muhme hier und dort
Miri kirvi, maj šukare,	Hat gehört an manchem Ort,
Sigo penel romnijenge,	Gibt sie jedem Menschen kund,
Leskre muj, hei! na hin phandle.	Hat kein Schloss vor ihrem Mund.
Kana avel, angal udar	Lauscht und horcht an Thür und Thor,
Ašunavel joj maj butvar;	Nichts entschlüpfet ihrem Ohr;
Kernopen hin upre čib	Schimmel ihr im Munde blüht,
Te chochavel tajsa sik!	Lug und Trug in dem Gemüth!

Meistens aufs Gerathewohl hin wird von den Beobachtern der Zigeuner nur erwähnt, dass „die alten Weiber bei dem Zigeunervolke Gegenstand besonderer Ehrfurcht sind", ohne dabei den Kern dieser selbst Culturvölkern sozusagen ganz und gar abgehenden, in ihrer Art höchst eigenthümlichen Sitte zu erforschen, die eben im Matriarchat verborgen liegt, in der fast unabhängigen Stellung des Weibes dem Gatten gegenüber, der in den meisten Fällen die Ehe als eine Art Sinecure zu betrachten gewohnt ist. Diese Stellung des Zigeunerweibes erweist sich für die ethnologische Forschung durchgängig als die ergebnisreichste, für ethnische Lehren sowohl, als auch für mystische Verwirrung.

Bei den Zigeunern hängt diese Achtung der alten Weiber mit ihrem Glauben an „Zauberfrauen" zusammen. Ihrem Glauben gemäß

gibt es Frauen, die im Besitze übernatürlicher Kräfte und Eigenschaften sind, welche sie theils auf übernatürlichem Wege (von Geistern und Dämonen) erworben, theils aber von ihren Müttern ererbt haben. Fast jedes bejahrte Weib ist bestrebt, mehr oder weniger in den Ruf einer Zauberfrau zu gelangen. Die Zauberfrauen der Zigeuner treten in erster Reihe als Helfer und zwar als Heilkünstler auf sowohl für Menschen, als auch für Thiere. Sie kennen die Zauberformeln, durch welche der Krankheitsdämon aus dem Körper des Siechenden vertrieben werden kann; sie haben die Macht und Kraft, die Seele der Menschen „zu binden und zu lösen", Liebe und Hass zu entfachen und zu vernichten, und wie die physischen Angriffe wissen also die Zauberfrauen auch psychische Störungen zu bekämpfen. Sie haben noch immer dieselbe Rolle, die bei Naturvölkern die Priester hatten vor der Trennung der Seelsorge von der leiblichen. Und diese sind eben bei den Wanderzigeunern die Zauberfrauen, den Glauben an sie und ihre Heilkraft beseelt auch nur der Wunsch nach Heilung, das sehnende Hoffen auf ein übelbefreiendes Erlösungswort, das bei jedem Volke, sowohl bei Naturstämmen, als auch bei Culturträgern, zu jeder Zeit die religiösen Ideale mehr oder weniger deutlich durchklingt. Auf diesem Glauben beruht die Ehrfurcht der Zigeuner vor den alten Frauen und vielleicht auch die ganze sociale Stellung des Weibes, mit der alle Pläne und Projecte bezüglich der zwangsweisen Ansiedlung der Wanderzigeuner in erster Reihe zu rechnen haben, denn mehr als bei jedem anderen Volke ist es gerade bei den Wanderzigeunern das Weib, das, wie es im Liede heißt, „die Welt regiert"!

Johann Weikhard Freiherr von Valvasor.

Von **P. v. Radics.**

(Fortsetzung.)

Laibach.

Wer waren, fragen wir, die Kupferstichmeister, die er ins Land, beziehungsweise auf sein Schloss berufen? Wir lesen ihre Namen ab von den Rändern der Bilder in den Werken unseres Freiherrn: Andreas Trost, der auch als Illustrator des steiermärkischen Schlösserbuches von Vischer bekannt, der Wiener Kupferstecher Matthias Greyscher, von dem unter anderem auch das

sprechende Porträt Valvasors am Eingange des Hauptwerkes herrührt, an das sich in glücklicher Weise Professor Franke in Laibach auf seinem schon erwähnten, vorzüglich gelungenen, großen, schönen Bilde für Herrn Praschniker in Gallenegg gehalten, das wir auch in dem monumentalen Kronprinzenwerke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" correct wiedergegeben finden, und an das sich gewiss auch der Schöpfer des vom Ministerium für Cultus und Unterricht projectierten Valvasor-Denkmales für Laibach gerne halten wird, will er der durch das Imprimatur des „Herrn Hauptauthors" Freiherrn von Valvasor selbst sicher gestellten geschichtlichen Treue gerecht werden, ferner die Meister Atzelt, P. Mungersdorf, Paul Ritter (Vitezovič aus Agram) und Johann Werex.

Die Vorlagen für diese Künstler des Grabstichels lieferten die Zeichner: Johann Weikhard Freiherr von Valvasor, Maler Johann Koch (aus Rudolfswerth) und Johann Werex.

Waren nun so alle Vorbedingungen für die Inangriffnahme literarischer Productionen über die Heimat Krain erfüllt, hatte Valvasor das Land durch eigene Anschauung, fleißiges Studium und eifrige Nachforschungen systematisch selbst erst genau kennen gelernt, sich in sein noch heute in der fürsterzbischöflichen Bibliothek zu Agram befindliches Skizzenbuch die Abrisse der Städte, Märkte, Schlösser und Klöster eingezeichnet als Vorlagen für weitere Ausführungen durch eigene oder fremde Hand, und hatte er nun auch die Künstler um sich versammelt, die ihm bei diesen Ausführungen und schließlich bei der Fertigstellung durch den Druck behilflich zu sein hatten, so konnte er ruhig an die Publication der vorläufig zur Edition bestimmten Werke seines Fleißes schreiten.

Den Anfang machte unser Freiherr, dem religiösen Sinne der Zeit und dem eigenen Drange folgend — Valvasor bekennt sich ausdrücklich als streng gläubig — mit der Herausgabe eines Passionsbüchleins, das, mit Kupferstichen geschmückt, zu Wagensberg gedruckt wurde und 1679 in Laibach erschienen ist. Im selben Jahre noch folgten zuerst die „Topographia Ducatus Carnioliae modernae das ist, Conterfey aller Städte, Märkte, Schlösser, Klöster des Herzogthums Crain in ihrem heutigen Stande" in gr. 4° mit 312 Abbildungen (Kupfertafeln), gedruckt in Wagensberg (Laibach, J. B. Mayr 1679), und dann ein eigenes Werk über die Schlösser der Familie Lamberg in Krain unter dem Titel „Topographia arcium Lamberg-

ianarum, Castellorum etc. in Carniolia" mit nach der Natur gezeichneten Abbildungen, gleichfalls in Wagensberg gedruckt.

Das nächste Jahr brachte ein Resultat der eingehenden Beschäftigung Valvasors mit der Humanistik zutage, nämlich eine Huldigung unseres Gelehrten für Ovid, dem Valvasor in seiner Neigung für römische Classiker nächst dem Vergil die Palme gereicht. Er edierte nämlich 1680 eine mit Kupfern versehene Ausgabe der „Metamorphosen" in Folio.

Inzwischen giengen die Vorarbeiten für die umfassende Beschreibung und Darstellung des Herzogthums Krain, seiner Bewohner, der Geschichte u. s. f. unbehindert weiter, und es kam denselben das hohe Interesse, welches die vorläufig erschienene „Topographia" dieses bisher so gut wie unbekannten Landes auch unter den Heimatgenossen selbst, die laut Valvasor „oft der eigenen Heimat geringste Kenntnis besessen", hervorgerufen hatte, auf das beste zustatten, wie wir aus der nun seitens der krainischen Landschaft, der steten Förderin von Kunst und Wissen im Lande, erzeugten Antheilnahme an Valvasors weiterem Schaffen entnehmen, wovon später noch die Sprache sein soll.

Nichtsdestoweniger meinte unser gründlich arbeitende Gelehrte und Forscher, dass er allein, ganz nur auf eigene Kraft gestützt, ein solch Riesenwerk über die Heimat, wie er es sich zum Vorwurfe gemacht, und wie es sich nachgerade als solches ausgestaltet, nicht würde zustande bringen können, und dass da zur Arbeit „mit vereinten Kräften" aufgefordert werden müsse.

Deshalb wandte er sich noch im selben Jahre (1680) mit einem uns handschriftlich erhaltenen „Aufrufe" an seine Landsleute um geistige Mithilfe, um Beiträge aus Aufzeichnungen in den Archiven des Landes und eigenen Wahrnehmungen, Mittheilungen von Inschriften u. s. w.

Da dieser Aufruf bisher nicht in weitere Kreise gedrungen, mir auch bei allen meinen Forschungen kein gedrucktes Exemplar desselben bis jetzt zugesicht gekommen ist, derselbe aber so ganz geeignet erscheint, die edlen Intentionen Valvasors für die „Ehre Krains" wie sein Wesen überhaupt bestens zu charakterisieren so will ich denselben hier seinem vollen Wortlaute nach einfügen. Derselbe lautet:

„Ich Johann Weichard Valvasor zu Galleneck und Neudorf, Herr auf Wagensberg fiege neben Erbiethung meiner gehorsamb,

schuldgeflissen und willigen Dienste, allen und jeden Geist: und weltlichen Inhabern aller und jeder löblichen Stifter, Klöster, Herrschaften, Schlösser, Edelmanssitz, Höf und Häuser auch Städt Märkt und Flecken im ganzen Land Krain, auch angerichten Herrschaften Windischen Mark, Möttling, Isterreich und Karst löbl. Stüft, sambent und sonders kund und zu wissen, daß obwohlen ich fertigs 1679 Jahrs eine Topographiam aller obbesagter Klöster, Herrschaften, Schlösser, Städt und Märkt in Krain, aufgericht, contrafaitisch abgerissen, folgends in öffentlichen Kupferstich ausgehen lassen: So erachte ich doch zu dessen mehrer Zierde und Ansehen dieses Werks eine sondere Nothdurft zu sein, daß deren jedes Ursprung, Herkommen, Stand und Wesen, auch wie und was gestalt es von einem auf den andern Possessore bis auf gegenwärtige Zeit gekommen, oder hernach wiederum ruiniert, zerstöret, verlassen und veröbet worden, was auch sowohlen in Kriegs- als Friedenszeiten gekommen, oder hernach dabey denkwürdiges sich begeben oder zugetragen, wie nit weniger was bey einem oder andern Ort rares seltsam oder fürwitziges zu sehen oder zu finden seyn nit allein zu des gantzen Landts, sondern auch jedes Inhabers desselben Ruhm und Lob umbständig beschrieben und zu menigliches Nachricht ebenmäßig in öffentlichen Druck gebracht werde. Diesem zufolge habe ich mir fürgenohmen, zu des geliebten Vaterlandes Ehr und Ruhm auch der ganzen Posterität habenden Nachricht dieses Werk an die Hand zu nehmen. Alldieweilen es aber ohne Hilf und Beistand der interessirten Besitzer der Herrschaften und Güter auch aus Mangel genugsam habenden wolgegründten Informazion nit wol und leicht beschehen mag, also beschieht an alle und jede anfangs specificirte Herrn Possessores und Inhaber deren Gült und Güter mein Dienst- und freundliches Ansinnen und Bitten, sie wollten zu solchem Ende mit allerhand notwendiger Information (wie ob stehet) dergestalt mir unbeschwert an die Hand gehen, damit ich solchen Werk mit ihrem gnädigen Zuthun sogestalten einen Anfang machen und glücklich vollenden möge, damit die gebetene Information längstens bishin umb St. Georgi mit allen erforderten wolgegründeten Umbständen auf Wagensberg oder auf das allhiesige Laibacherische Postamt schriftlich und verschlossen eingebracht werden wollten. Das begehre ich umb einer Jeden Insonderheit der Gebühr nach in allen fürfallenden Occurrentien gehorsam Dienst- und freundlichst zu beschulden. Laibach den 23. Februarÿ 1680.

NB. Ist Jemandten eine Geschicht oder was rares oder sonsten was anderst wissent von eines andern Gut, Schloß oder Herrschaft,

bitte also gehorsamb, auch Dienst und freundlich, mich auch zu berichten.“

Diese handschriftliche Aufzeichnung auf dem Vorstoßblatte des ersten Bandes der „Ehre des Herzogthums Krain“ im Besitze der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft für Krain, deren gegenwärtiger Präsident, Herr kaiserlicher Rath J. Murnik, mir die Benützung desselben in liebenswürdigster Weise gestattet hat, ließ im Jahre 1823 der damalige Präsident Baron Buset nach dem im damals Baron Erberg'schen Archive zu Lustthal befindlich gewesenen gedruckten Original genau copieren.

Hausankauf in Laibach. — Weitere Werke. — Reise nach Wien.

Bei seinen durch die Nachforschung in den Archiven der Hauptstadt sowie in den daselbst befindlichen Privatbibliotheken befreundeter Standesgenossen bedingten öfteren und längeren Aufenthalten in Laibach sah sich unser Freiherr jetzt auch nach einem ständigen Absteigequartier hier um, und er erkaufte sich zu dem Ende noch im Jahre 1681 ein bescheidenes zweistockhohes Haus inmitten der Stadt, das Haus Nr. 5 der Schlossergasse an der Ecke des Franzensquais, das heutige „Gasthaus zur Sonne“, das nun leider durch die Erdbebenkatastrophe arg gelitten, so dass es nach der amtlichen „Laibacher Zeitung“ zur Demolierung bestimmt sein soll.

Dieses Haus als Valvasors Eigen zu constatieren[1]) gelang mir auf Grund des bei der Landtafel des k. k. Landesgerichtes in Laibach erliegenden älteren Grundbuches der Stadt Laibach sowie anderer älterer Aufzeichnungen daselbst, der in der älteren Registratur der Stadt Laibach befindlichen Steuerbücher von 1604 bis 1752, der alten Gerichtsbücher der Stadt Laibach aus dem 16. und 17. Jahrhundert und einer Reihe älterer Häuserverzeichnisse der Stadt.

Als Valvasors Eigen erscheint das „bei der (ehemals bestandenen) Ringmauer gegen den Wasserstrom Laibach gelegene vorhin Fröhlichisch gewesene Haus“ zuerst im Steuerbuche vom Jahre 1681 in der Rubrik „Am Platz“ (Hauptplatze), zu dessen Steuerrayon auch die in den Seitengäßchen gegen das Wasser zu befindlichen Häuser gerechnet wurden, also eingetragen: „Hansen Fröhlichs selige

[1]) Siehe meinen Artikel „Das Valvasor-Haus in Laibach 1681 bis 1733“, Laibacher Ztg. Nr. 130 f.

Erben anjetzo Herrn Johann Weykardt Valvasor". Daneben steht die Steuervorschreibung per 4 fl. pro Anno, Hausgulden 1 fl. 45 kr. und „Extraordinari" 3 fl. 33 kr. 1 Pf.; während die beiden ersteren Posten bis 1693 (in welchem Jahre kurz vor seinem Tode Valvasor dieses Haus wieder verkaufte) gleich blieben, stieg der Extraordinari-Zuschlag in der Zeit des Valvasor'schen Besitzes von der Summe von 3 fl. 33 kr. 1 Pf. bis auf 5 fl. 12 kr., was sich aus den durch die Türkenkriege auch der Commune Laibach erwachsenen erhöhten Auslagen erklärt.

Von Laibach aus unternahm unser Forscher, dem nach dem Erfolge seiner Topographie von Krain die Abfassung eines ähnlichen Werkes über Kärnten nahe gelegt worden — Valvasor stand mit einer Reihe hervorragender Männer des reizenden Nachbarlandes im näheren Verkehre — öftere „Fahrten" nach Kärnten, um auch da die „Ortsgelegenheit" behufs späterer Darstellung zu erkunden.

Als Ergebnis dieser seiner Kärntner Studien erschien vorläufig (1681) seine „Topographia Archiducatus Carinthiae modernae" in gr. 4° (Laibach, J. B. Mayr) mit 223 Kupfertafeln. Im gleichen Jahre (1681) hatte das, wie man schon aus der raschen Aufeinanderfolge der künstlerischen Productionen ersieht, stark beschäftigte Schlossatelier zu Wagensberg auch noch die „Topographia Salisburgensis" (Kupfertafeln) sowie eine allgemein interessante Edition zu leisten, nämlich einen mit zahlreichen Illustrationen ausgestatteten „Todtentanz", der als „Theatrum mortis humanae tripartitum Pars I Saltum mortis, Pars II Varia genera mortis, Pars III Poenas damnatorum continens", reich illustriert, mit der Widmung an den gelehrten Abt Albert Reichardt von St. Paul, datiert Wagensberg 24. April 1682, erschien und bei J. B. Mayr in Salzburg „zu finden" war. Die Stiche in diesem Todtentanz zeichnen sich durch ganz besondere Feinheit aus, wie überhaupt die Ausstattung des ganzen Werkes einen äußerst distinguierten Eindruck macht.

Zu vorübergehendem Aufenthalte begab sich Valvasor im Jahre 1682 wieder einmal in die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien; wir entnehmen das Factum dieser Reise jener Stelle im Texte des 1688 geschriebenen XI. Buches der „Ehre des Herzogthums Krain", wo er vom pactum implicitum und vom medium pacti handelt und ausdrücklich schreibt: „Vor sechs Jahren ward mir zu Wien in Österreich von dem Herrn Hofman eine runde Krystallkugel verehrt, welche vor

diesem ein Hexenmeister in Böhmen, den man endlich verbrannt hat, gebrauchte."[1])

❦

Valvasors Kriegszug nach Steiermark (1683).

Dass er nicht allein die Feder wohl zu führen verstanden, sondern auch das Schwert, hatte Valvasor bereits in früher Jugend bewiesen, als er unter dem Grafen Serin (Zriny) „an den Grenzen" mitgefochten. Diese seine militärische Vorschule hatte ihm dann, als er von seinen Reisen heimgekehrt und Schlossherr von Wagensberg geworden war, seitens der krainischen Landschaft die Stelle eines besoldeten Viertelhauptmanns über einen Theil des in Kriegszeiten aufgebotenen landschaftlichen „Fußvolkes" und zwar über das Fußvolk im unteren Viertel (Unterkrain) eingetragen, denn in Krain, Steiermark und Kärnten hatte sich während der Jahrhunderte langen Epoche der Türkengefahr eine landschaftliche Miliz herangebildet, „ritterliche Compagnien" zu Pferd — das war der aus dem Mittelalter noch erhaltene Zuzug des Adels mit seinen Reisigen — und das „Aufgeboth des gemeinen Manns", wobei je nach Bedarf der 10., 20., 30. oder auch 50. Mann unter die Waffen gerufen wurde. Über ihr Aufgebot oder Fußvolk, das die krainische Landschaft entsprechend der damaligen Eintheilung des Landes in fünf Theile, Ober-, Unter-, Mittel- und Innerkrain, dann Istrien, in fünf Abtheilungen getheilt, setzte sie demgemäß auch fünf Viertelhauptleute, „doch wurden," wie Valvasor es ausdrücklich bezeugt, „nur diese sammt ihren Unterofficieren und die prima plana nebst den Trummelschlägern und Feldpfeifern jährlich besoldet"; „der gemeine Mann", der in den Waffen wohl geübt sein musste und nach dem „Appell" unverzüglich an dem Orte der Musterung einzutreffen hatte, leistete den Kriegsdienst einfach gegen Reichung des Lebensunterhaltes, der aus der landschaftlichen Casse bestritten wurde.

Das große Kriegsjahr 1683, das den Türken zur zweiten Belagerung Wiens gebracht, versetzte bereits im Frühsommer die benachbarte Steiermark in nicht geringe Unruhe, da die Batthyáni'schen und türkischen Scharen aus Ungarn her die Ostgrenze dieses Nachbarlandes bedrohten, und wir sehen schon am 11. Juli im tagenden Ausschusse des krainischen Landtages „eine Staffeta" der Steirer eintreffen mit der dringenden Bitte um Hilfe und zwar gegen den Einfall der Türken

---

[1]) Band III, Seite 97 ff.

über die Raab.[1]) Nach einer lebhaften, durch zwei Tage geführten Debatte beschloss der krainische Ausschuss im Sinne der gewährleisteten Gegenseitigkeit des landschaftlichen Dreibundes von Steiermark, Kärnten und Krain die Absendung der angesuchten Hilfstruppe, und schon am 6. August sehen wir diese, 400 Mann stark aus dem Aufgebote des „gemeinen Mannes" gebildet, wohl ausgerüstet und unter dem Obercommando des zweitältesten landschaftlichen Hauptmannes Johann Weikhard Freiherrn von Valvasor stehend, auf dem Laibacher Musterfelde unterhalb des Schlosses Unterthurn (Tivoli) — auf der Wiese nächst der heutigen Latermannsallee in der Richtung gegen Withalms Coliseum — zum Auszuge gegen den Feind unter zwei Fahnen, blau und gelb, versammelt.

Am 7. August, um 2 Uhr nachmittags, verließ dieser „Succurs" nach Valvasors Worten[2]) in aller Eile die Stadt Laibach und setzte eilends den Marsch fort bis Wildon, unweit Graz. Von Wildon 17. August datiert das nachstehende mehrfach interessante Schreiben des Obercommandanten Freiherrn von Valvasor über die bisherigen Vorkommnisse an die krainische Landschaft:

„Euer Gnaden!

Hochwürdig hoch vnd wollgeborne Hrn. Hrn. N. President vnd Verordnete in Crain Meine gnedige vnd gebietende Herrn Herrn rc. rc.

Neben Einem allezeit gehorsamben vnd vndterthönigen befelch, bericht gehorsambst, daß wir den 15 dits glückhlich hieher auf Wildon gekhumen, der Hr. Hauptmann Portner ligt zu laimitz (Leibnitz) mit 50 man vnd mit 50 man lig ich hier zu wildon vnd die ander meine soldaten seind bis feldtkirchen bey Gräz einquartirt, des andern Hrn. Haubtman aber bey laimitz herum. bin also gestern auf Gräz zu ihr Exc. Hrn. Landtshauptman gangen vnd mich representirt, von welchem ich mit allen Ehren bin Empfangen worden, vnd sich recht erfreyt, daß wir ankhumen seyn, auch meiner vnd des Hrn. Graffen Felix von Thurn an seyfridischen commissari zu Marpurg correction guet geheißen, welcher commissari zwar vnwirdiger commissari vns nicht recht, wie sich gebüert Empfangen also haben wir weniger nicht thun khunen als ihme ein correction zu geben. sobald ich auf Gräz khumen bin so schickht der general Graff von Strassoldo alsobald zu mir vnd begert ich sollt ihm die

---

[1]) Landschaftliches Archiv in Laibach.

[2]) Band IV, Buch XV, Seite 604 f.

roll (Musterrolle, Verzeichnis) der Völkher (seiner Mannschaft) geben vnd zu ihm auf Graz zu marchiren, so habe ihm geantwortet, daß ich die roll der Völkher weder ihme noch kheinem andern gebe, weilen (es) landschaftliche völkher wären vnd auch von der Löblichen Landschaft vndterhalten werden, zu ihm auff Gräz zu marchiren Derzeit erkhenne ich ihme für meinen Generalen noch nicht, sundern erkhenne allein Ihre Exc. Den Landeshaubtman vnd die Löbl. Landstände in steyer, werden sy mich aber vndter des generalen sein commando geben, alsdann werde ich ihme in allem gehorsamen, als sich einem rechtschaffenen Soldaten gebüert, bin hernacher vngefochten verbliben, wie ich die Löbl. Stände Des generalen begern vnd meine darauf gegebene andtwort referirt hats ihnen wolgefallen, weilen sie Durchaus nicht wollen, daß er mit Landschaftlichen Völkhern im geringsten was zu commandiren hätte; also erwarte stündlich Ordre von Einer Löbl. Landtschaft in Steyer ob wir also einquartierter sollten verbleiben oder sollten wir anderwertig hin verlegt werden.

Wildon den 17. Augusti 1683. Hiemit verbleibe Euer Hochwürden vnd meinen gnädigen vnd gebietenden Herrn trey Dienstgehorsamster
Johann Weikhard Valvasor m/p.
Haubtmann"[1])

Valvasor lag dann mit seinen Leuten so lange am Grazer Felde still, bis er von der steirischen Landschaft die Ordre erhielt, gegen Fürstenfeld zu ziehen und Radkersburg nebst etlichen anderen um Fürstenfeld liegenden Schlössern von den Feinden — den Batthyánischen Scharen und den Türken — zu entsetzen.

Nachdem Valvasor seine Untercommandanten und Chargen mit größeren und kleineren Abtheilungen an verschiedene am ärgsten bedrohte Punkte nach Burgau, Neudau, Hohenbruck, Kapfenstein, Heimfeld detachiert hatte, zog er selbst mit hundert Mann auf die Stadt Fürstenfeld los, wo er am 24. August, 2 Uhr nachmittags, anlangte, eben in dem Augenblicke, als die bisher da gelegenen kaiserlichen Truppen im Aufbruch, hingegen die Aufständischen und Türken auf diesen Ort im Anzug begriffen waren.

Es kann hier nicht der Ort sein, die Details in dem Fortgange dieser Hilfsaction des krainischen Succurses darzulegen, man findet

---

[1]) Landschaftliches Archiv in Laibach.

dieselben in des Freiherrn Hauptwerke unter den Jahrgeschäften genau verzeichnet,[1]) doch dies eine mag hervorgehoben werden, dass auch hier wieder Valvasors große Bescheidenheit bei Anführung fremder Verdienste und möglichster Zurückstellung der eigenen in glänzendstem Lichte erscheint. Er spendet gleich hohes Lob dem vor Fürstenfeld anwesenden Grafen Karl Serau, Obersten über ein Dragonerregiment, sowie dem Obristlieutenant Grafen Dietrichstein, welcher das Metternich'sche Regiment Kürassiere befehligte, dem Lieutenant Grafen Schallenberg, der durch einen Schuss in den Mund arg verwundet worden, und dann weiters dem am 2. September zur Hilfe herbeigekommenen Freiherrn von Stadel, Obersten der steirischen Landschaft, dem Grafen Trautmannsdorf, Vicegeneral an den windischen Grenzen, und dem Grafen Thurn, Croatenobersten aus der Grenzfeste Ivanić, „mit denen," wie er sagt, „ich offt wider den Feind einen Partheigang gethan". „Als es aber," schließt Valvasor seine Schlachtrelation, in diesem Schluss sein eigenes Hauptverdienst an dem Wohlgelingen des Ganzen in die dürrsten Worte drängend, „als es aber das Ansehen gewonnen, die Rebellen würden von Pinkafeld auf die Stadt Hartberg angehen, bin ich sowol mit meinen bei mir habenden 100 als mit denen zu Radkersburg gelegenen 100 Männern den 15. September auf Hartberg gerückt und allda solange verharrt, bis obgedachter Graf Batthyani sich eines besseren besonnen und wieder an seinen rechten Herrn und König nämlich an die Römisch Kayserliche Majestät ergeben und gut Kayserlich hernach erwiesen."

Auf diese Rückkehr Batthyánis zum Gehorsam, auf die Befreiung Wiens von den Türken, ferner darauf, dass Steiermark in keiner Gefahr mehr schwebte, dass die Pflichtfrist von drei Monaten zu gegenseitiger Hilfe der Landschaften bereits verstrichen war, sowie dass auch eine größere Anzahl krainischer Soldaten krank geworden, fußte die krainische Landschaft ihr unterm 2. October an die steirische Landschaft gerichtetes Ansuchen, dass es ihr gestattet sein möge, ihren Succurs aus der Steiermark zurückzuberufen.[2])

Am 11. October richtet die krainische Landschaft die Verordnung an Valvasor und seinen Unterhauptmann Portner, dass sie bei nunmehr erloschener Feindesgefahr am 20. desselben Monats den Zurückweg nehmen sollen, welchen Befehl „Oberhauptmann" Valvasor,

[1]) Band IV, Buch XV, S. 604 ff.

[2]) Nach Acten des landschaftlichen Archivs in Laibach. A. Koblar, „Izvestja muzejskega družtva za krajusko", 1893, S. 231.

der infolge Ordre der steirischen Landschaft an ebendem 20. von seinem letztgenannten Standorte Hartberg aufgebrochen und in Graz am 21. angelangt war, hier empfieng und „gehorsamst" dahin beantwortete, dass er seinen weiteren Marsch derart einrichten werde, um „unfehlbarlich am 28. hujus auf Franz im Nachtquartier anzulangen".[1])

In Graz war ihm und den Seinen ein festlicher Empfang bereitet, wobei sie von Seiten der steirischen Landschaft für die geleisteten Dienste mit ansehnlichen Denkzeichen beschenkt wurden. Valvasor selbst erhielt in einem grünen, mit dem Landeswappen der Steiermark in Gold gestickten Beutel „als güldenes Eingeweide etliche Stücke zehnfacher hiezu insonderheit neu geprägter Ducaten", Hauptmann Portner einen Beutel mit „etlichen sonderbaren Fleißes neugeschlagenen Thalern", desgleichen erhielten die Fähnriche und jeder der Unterofficiere ein entsprechendes Andenken; was jedoch unsere Krainer bei dieser Auszeichnung am meisten freute, es kamen ihnen diese Andenken an den glücklich und rühmlich vollbrachten Kriegszug aus den Händen eines Landsmannes, des damaligen Präsidenten von Steiermark, Grafen Herbard Auersperg.

Die endliche Heimkehr des krainischen Succurses nach Laibach erfolgte dann am 1. November.

Wie schon aus dem oben wiedergegebenen Briefe Valvasors aus Wildon erhellt, hat unser Freiherr seinen Standpunkt als Obercommandant der krainischen Hilfstruppe gleich bei Beginn der Action gewahrt, und er hielt dies auch im Verlaufe stricte ein, wie er sich überhaupt kein Nahetreten in irgendeiner Richtung gefallen ließ; Beleg dafür mehrere in den landschaftlichen Archiven zu Graz und Laibach bewahrte Anzeigen von ihm und gegen ihn aus den Tagen dieses seines Kriegszuges.

Hatte er sein Ansehen als Führer des krainischen landschaftlichen Succurses auch weiters unterm 27. August „wegen des Vortrites vor einem Lieutenant" und „wegen des Ungehorsambs, so ihm die Burger von Fürstenfeld in Commandosachen erzeiget", aufs beste zu wahren verstanden,[2]) so wusste er sich auch in anderen Fällen und, wo Worte nicht mehr fruchteten, durch die That den gehörigen Respect zu verschaffen, in letzterer Art bei einem Unterkriegscommissarius, dem gegenüber er — die rauheren Kriegersitten seiner Tage mögen ihn ent-

[1]) Landschaftliches Archiv in Laibach.

[2]) Steirisches Landesarchiv. Krg. B. 1679 bis 1683, Fol. 236.

schuldigen — sogar handgreiflich geworden sein soll.[1]) Eine Aufklärung zu Valvasors Vorgehen in diesem Falle enthält das Registraturbuch der steirischen Landschaft zum 13. November und 29. December. Unter ersterem Datum finden wir nämlich ein Decret an den Propst von Pöllau und an den Grafen Johann Adam Saurau, beide Verordnete der steirischen Landschaft, „sowol die zwischen Herrn Ferdinand Philipp Grafen Thurn und Herrn Seifrid von Ehrenfried Commisarius entstandenen gefährlichen Differenzen als die von Herrn Seifrid wider die crainerische Nation (Herrn Haubtmann Valvasor) ausgegossenen Injurien zu vernehmen, vermitteln und darüber zu berichten". Und unterm 29. December werden seitens der steirischen Landschaft die crainischen Verordneten ersucht, dem Herrn Valvasor die Seifrid'sche Beschwerde (wegen der Schläge?) vorzuhalten und die Rechtfertigung Valvasors einzusenden, damit sie Herrn Seifrid „zu fernerer Direction communiciert werden kann", d. h. dass sich Herr Seifrid fernerhin hüten sollte, gegen die freundnachbarliche Nation „Injurien auszugießen".

Seinen ihm untergebenen Soldaten gegenüber war aber Valvasor der beste Herr, wie dies aus allen den Kriegszug betreffenden Acten und Relationen[2]) hervorgeht.

Nach Beendigung dieses Kriegszuges erhielten die unter Valvasors Commando Gestandenen auf Anlangen einen gedruckten „Abschied", eine Art Zeugnis der geleisteten Kriegsdienste. Ein Zufall hat uns einen derartigen, vom Obercommandanten ausgestellten und mit seinem Siegel versehenen „Abschied" erhalten. Übriggebliebene, nicht in Benützung gekommene Formulare für solch ein Zeugnis verwendete nämlich der Gelehrte Valvasor später auf deren unbedruckter Rückseite zu Probeabzügen der Illustrationen für sein Hauptwerk, und so befinden sich derartige Probeabzüge mit dem besagten Abschiedsformulare in der Bibliothek der „Royal Society" in London, wo ich denn auch den Wortlaut eines solchen Zeugnisses des Hauptmannes Valvasor für seine Kriegsmannen zu copieren in die Lage kam.

Solch ein Zeugnis lautete:

„Ich Johann Weichardt Valvasor Freyherr zu Gallnegg vnd Neudorff / Herr zu Wagensperg vnd Liechtenberg, einer Löbl. Landschafft in Crain / bestellter Haubtmann in vntern Viertl und Oberhaubtmann

[1]) Landschaftliches Archiv in Laibach. Verordnungsprotokoll 32 („mit Schlägen tractiret").

[2]) Landschaftliches Archiv in Laibach.

vnd Commandant der zum Nachbarlichen Succurs von den Löbl. Land-Ständten in Crain: in das Herzogthumb Steyer abgesandten Auxilar Völcker / ꝛc.

Bekenne hiemit / daß Fürweiser disz [leerer Raum zum Eintragen des Namens] vnter meiner (Quard)ia und Commando drey Monat lang für einen [leerer Raum für die Einsetzung der Eigenschaft, in welcher der Betreffende] gedienet / vnd sich in allen für(gefallenen) Occasionen, Scharmützeln, Zügen vnd Wachten wie es einem rechtschaffenen Ehr-liebenden Soldaten (zust)ehet und gebühret / verhalten, daran ich vnd alle meine vnterhabende Officiere ein sattsames Genügen (gehabt) derowegen batte mich gehorsambist vmb ein schrifftliche Attestation, welche ich ihme seiner treugeleisten (Dienste h)alber nicht abschlagen / sondern hiemit wilfahren wollen.

Glangt demnach an all vnd jede was (Ämter) Würden vnd Dignitäten die seynd / mein respektive dienst-freundtliches ersuchen und bitten / die wollen [freier Raum zur Eintragung des Namens] meinet: vnd seines tapfferen Wolverhaltens halber aller guten beför-(dersamen) vnd geneigten Willen erweisen / ihme auch denselben bestens befohlen sein lassen / solches begehre ich in der- . . . nd mehreren fürfallenden Occasionen jedes Stands-Gebühr nach hinwiderumben zu verschulden. Zu Ur-(kund) (und) Bekräfftigung dessen habe ich diese Attestation mit meiner eigenen Handschrifft vnterschrieben vnd mein an(hangendes) Wappen Insigl hierauff gedruckt. Actum Laibach den letzten Octobris 1683."

Wiederaufnahme der literarischen Thätigkeit. — Ausgabe von Specialkarten. — Reise nach Deutschland. — Subvention der krainischen Landschaft für das Hauptwerk. — Tod der ersten Gemahlin. — Wiederverheiratung.

Der blinkende Küraſs und der federngeschmückte Helm des Kriegers waren kaum zur Seite gelegt, so saß auch schon der Gelehrte wieder mitten unter seinen Folianten, vor den zahlreich gesammelten Notizen und den leider nur allzu spärlich mitgetheilten fremden Einsendungen, um die Vorarbeiten für sein Hauptwerk weiter zu fördern. Schon am 26. November 1683 bittet Valvasor die krainische Landschaft, ihm „etliche Schönleblische Schriften" „zu der vorhabenden Landtbeschreibung aus der Registratur erfolgen zu lassen",[1]) wohin der handschrift-

[1]) Landschaftliches Archiv in Laibach. Verordn.-Prot. Nr. 32.

liche Nachlass des ersten Historiographen Krains und Vorläufers Valvasors auf diesem Gebiete, des Laibacher Dombechanten Johann Ludwig Schönleben, der sein Hauptwerk, die „Carniolia antiqua et nova“, nicht mehr hatte vollenden können, nach dessen 1681 erfolgtem Tode hinterlegt worden war, welcher Nachlass auch die Daten für den projectierten zweiten Band des ebengenannten Schönleben'schen Werkes enthielt, wozu der skizzierte Entwurf im Manuscripte in der k. k. Hofbibliothek zu Wien bewahrt wird.[1]) Es kann hier nicht der Ort sein, auf die Untersuchung darüber näher einzugehen, inwieweit Valvasor in der Geschichtsdarstellung Krains vom Mittelalter bis auf seine Tage etwa auf Schönleben'schen Vorarbeiten fußt, doch es geht aus den von Valvasor selbst in seiner „Ehre des Herzogthums Krain“ gewissenhaft angezogenen Quellencitaten genügend hervor, dass er die Schönleben'schen Manuscripte sehr häufig zu benützen Gelegenheit nahm, wobei jedoch nicht verschwiegen werden darf, dass er nicht selten in die Lage kam, Schönlebens Angaben auf Grund eigener selbständiger Forschungen zu berichtigen oder zu ergänzen.

Doch genug hiervon. Wir sehen eben Valvasor schon am Ausgange des Jahres 1683 an dem Geschichtstheile seines Hauptwerkes, das den einen Theil des dritten Bandes und den vierten Band ganz füllt, halten, was uns in Übereinstimmung mit anderen Wahrnehmungen zu dem Schlusse berechtigt, dass bishin der topographische und ethnographische Theil bereits so ziemlich bearbeitet vorlagen.

Das Vorhandensein der den Zeitgenossen sicher sehr genehm erschienenen Topographien von Krain und Kärnten hatte den Wunsch nach guten, zuverlässigen Karten dieser Länder erregt, und so schritt denn Valvasor an die Erfüllung desselben, indem er aus seiner Kunstanstalt in Wagensberg 1684 eine Landkarte von Krain, „Charta geographica Carnioliae“, und 1685 eine solche für Kärnten, „Charta geographica Carinthiae“, hervorgehen ließ, welchen später (1688) eine Karte von Croatien, „Charta geographica Croatiae“, folgte. Auch für die Werke anderer Autoren hatte Valvasor, nebenbei bemerkt, vor diesen Jahren und später in seinem Atelier Kupferstiche herstellen lassen, so für Schönleben, Freiherrn von Rain, Gerbez u. a., doch ist darüber keine Nachricht erhalten, ob dies gegen Entgelt geschah oder nicht; wir möchten bei der notorischen Generosität unseres edlen Freiherrn eher für eine unentgeltliche Lieferung stimmen als für das Gegentheil.

[1]) Publiciert in meiner Abhandlung „Johann Ludwig Schönleben“ in den Mittheilungen des Musealvereines für Krain 1894.

Im Jahre 1685 reiste Valvasor wieder „in das heilige römische Reich teutscher Nation", wahrscheinlich um betreffs der nun immer näher rückenden Drucklegung seines Hauptwerkes mit dem Buchdrucker Moriz Endter in Nürnberg und mit dem daselbst domicilierenden bekannten Schriftsteller Erasmus Francisci, fürstl. Hohenlohe'schem Rathe und Verfasser vieler gelehrter und populärer Schriften, in Verbindung zu treten, damit letzterer namentlich die „Ehre des Herzogthums Krain" „in reines Teutsch bringe", da ja Nürnberg den Ruf für sich in Anspruch nahm, unter allen deutschen Idiomen das vorzüglichste zu reden, und der daselbst wirkende Pegnitz'sche Blumenorden, mit deren Mitgliedern Valvasor gleichfalls in Fühlung trat, sich im Eifer der Bewahrung der reinen deutschen Schriftsprache Luthers, die eben in Nürnberg an Hans Sachs den besten Nachahmer gefunden, von keiner der übrigen deutschen Sprachgesellschaften übertreffen ließ. [1])

Der Bischof von Laibach, die Äbte der Cistercienser Abteien Sittich und Landstraß, die krainische Landschaft, die Grafen Auersperg und Lamberg, die meisten Städte Krains, Laibach und Rudolfswerth in rühmlicher Weise an der Spitze (Krainburg that nicht mit), [2]) und mehrere Städte außerhalb Krains, so z. B. Graz und Cilli, hatten dem „Herrn Hauptauthor" ihre Sammlungen, die Archive, beziehungsweise Bibliotheken in entgegenkommendster Weise zur Benützung geöffnet, und wie uns die Noten in Valvasors Hauptwerke zeigen, hat unser Forscher von dieser Erlaubnis ausgiebigen und fruchtreichen Gebrauch gemacht, ja wir haben infolge dessen bei ihm heute vieles an Documenten alter Zeiten in der Wiedergabe erhalten, was leider, wie auch anderwärts beklagt wird, im Original seither verloren gegangen.

Die krainische Landschaft, die, wie schon erwähnt, gleichfalls unseren Valvasor in der Absicht, dem Lande die Ehre des Landes zu schreiben, durch die Gestattung der Benützung ihrer reichen archivalischen Schätze mächtig gefördert hat, sie hat im Hinblicke auf seine bisherigen literarischen Leistungen und insbesondere im Hinblicke auf die hohen Kosten, die ihm die Einrichtung und Erhaltung des Kunstateliers auf Schloss Wagensberg verursachte, auch materiell dessen patriotische Bestrebungen in patriotischer Entgegnung wiederholt wesentlich unterstützt. So wies sie ihm, um hier nur ein Beispiel anzugeben, schon 1686, also drei Jahre vor Erscheinen des Hauptwerkes, eine Sub-

---

[1]) Tittmann, „Die Nürnberger Dichterschule", Göttingen 1847, S. 219.

[2]) Was Valvasor an gelegenem Orte offen und ernstlich gerügt.

vention von 800 fl. an mit der ausdrücklichen Bemerkung: „Zur Beförderung der crainerischen Chronik.“ [1]) Nach Vollendung des Werkes erzeigte sie sich dem Autor „überaus gnädig“ durch huldvolle Entgegennahme der Dedicationsexemplare und durch mannigfache Förderung im Verschleiße des so kostspieligen heimatlichen Unternehmens.

Wenige Wochen nach dem Tode ihres letztgeborenen Sohnes Franz Josef († 14. März 1687) segnete auch die Mutter, Johann Weikhards erste Frau, Anna Rosina, geb. Graffenweger, das Zeitliche; sie starb am 25. April 1687.

Der mit vier Kindern, drei Knaben und einem Mädchen, zurückgebliebene Freiherr wollte jedoch, zudem mitten in der Arbeit an seinem Hauptwerke stehend, das Hauswesen nicht lange verlassen wissen und vermählte sich noch im selben Jahre wieder. Er nahm nämlich am 20. Juli 1687 auf Schloss Freyhof in Unterkrain, unter dem Uskokengebirge, zur Frau die Anna Maximilla Freiin von Zetschekher, Tochter des Freiherrn Franz Erasmus Zetschekher und der Maria Sidonia Gräfin Tattenbach (nach dem Tode des Zetschekher jetzt vermählt an Johann Georg Freiherrn von Wernegk, Besitzer des Schlosses Freyhof).[2]) Zu dieser seiner Hochzeitsfeier sandte Herrn Valvasor sein intimer Freund, der mehrere Jahre bei ihm auf Schloss Wagensberg zugebracht und, wie wir oben gesehen haben, auch als Künstler an der Herstellung der Illustrationen zu des edlen Freiherrn Werken mitgeholfen, der Croate Paul Ritter (Vitezović) de Segnia, „welcher Ritter,“ wie Valvasor launig schreibt, „sowol mit dem Kriegsgewehr gegen den Feind im Felde, als mit einem wolklingenden und lorbeerwürdigen Verse wider die Langweil, in der Poesey manches Ritterstücklein erwiesen“,[3]) einige herzliche Gratulationsverse in lateinischer Sprache aus Wien her mit dem Wunsche, der ferne Freund möge nun nach unermesslicher Trauer in neuer Freude an der Seite der neuen Erwählten gute Zeiten dahinleben. Diese seine zweite Gemahlin erfreute ihn 1688 am 28. April mit einer Tochter Katharina Francisca.[4])

---

[1]) Landschaftliches Archiv in Laibach. Landtagsprotokoll 1686.

[2]) „Ehre des Herzogthums Krain“, Band II, Buch VI, S. 363; Band III, Buch IX, S. 109.

[3]) Band II, Buch VI, S. 363.

[4]) Band III, Buch IX, S. 109.

Erwählung zum Mitgliede der „Königlich Englischen Societät“ 1687.

König Karl II. von England war aus seinem Exil am 25. Mai 1660 in sein Reich zurückgekehrt, und mit seinem Einzuge in Whitehall, der eine tiefe und nachhaltige Veränderung im Charakter des englischen Volkes zur Folge hatte, nahm, wie ein geistvoller englischer Schriftsteller, John Richard Green, bemerkt, das heutige England seinen Anfang. Namentlich war gleich bei Beginn des neuen Regimes die geistige Regung, die wissenschaftliche Bewegung eine sehr starke. Die Gesellschaft, die später unter dem Namen der „Königlichen Gesellschaft (Royal Society)“ bekannt werden sollte, hatte sich zunächst im kleinen Kreise der altberühmten Universität Oxford gesammelt. In dieser Gruppe wissenschaftlicher Geister, sagt Green weiter, liegt das Geheimnis der künftigen Generation. England wandte sich nämlich endlich von den streitigen Problemen, politischen und religiösen, mit denen es so lange vergeblich gerungen, zu der physischen Welt, zur Beobachtung ihrer Erscheinungen, zur Entdeckung der dieselben regierenden Gesetze. Es herrschte nun die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften. Da die hervorragendsten Mitglieder der Oxforder Gesellschaft gar bald nach London übersiedelten, wo König Karl selbst sich mit Chemie und Problemen der Schiffahrt abgab, der Herzog von Buckingham neben Dichtkunst und Musik auch in seinem „Laboratorium“ mit Erforschung der Natur beschäftigt war, Dichter wie Dryden und Cowley, Hofherren wie Sir Robert Murray und Sir Kenelm Digby der neuen Londoner Gesellschaft beitraten, so verlieh König Karl ihr als Beweis seiner besonderen Sympathie den Titel „Königliche Gesellschaft“. Ein Staatsmann wie Lord Somers fühlte sich geehrt, zu ihrem Präsidenten ernannt zu werden, und ihre endgiltige Einrichtung 1663 bezeichnet den Beginn einer großen Zeit wissenschaftlicher Entdeckungen in England. Wir nennen nur die Namen des Astronomen Flamsteed und seines Nachfolgers Halley, Hookes, des Verbesserers des Mikroskopes, Boyles, des Begründers der experimentalen Chemie, Wilkins, der durch seinen Plan einer Universalsprache auf die Philologie hinwies, des Mediciners Sydenham, des Beobachters der natürlichen Thatsachen, des Physiologen Willes, der zuerst Licht über den Bau des Gehirns verbreitete, des Gründers der Mineralogie Woodward, des Zoologen John Ray, der die erste wissenschaftliche Classification der Thiere versuchte, des Botanikers Robert Morrison u. s. w., welche

Namen jedoch alle durch den Heroennamen Sir Isaac Newton verdunkelt werden.

Newton war es, der, als er sich anschickte, Mitglied der „Königlich Englischen Gesellschaft" zu werden (1671), die optischen Entdeckungen, auf welche er durch seine Experimente mit dem Prisma geführt worden, in der „Theorie über das Licht" zusammenfasste, welche großartige Arbeit er dann der „Royal Society" zur Candidatur als deren Mitglied vorlegte.

Die „Königlich Englische Gesellschaft", welche, wie man sieht, schon am Beginne ihres Wirkens „Stern bei Stern" in ihren Reihen versammelt fand, hatte aber gleich zu Anfang ihr Augenmerk über die See hinüber nach dem Continent gerichtet und zunächst (1668) einen ihrer Gelehrten und wackeren Touristen, den Mediciner Dr. Edward Brown, auf eine große Reise ausgeschickt, um über die Naturmerkwürdigkeiten des Auslandes getreue wissenschaftliche Berichte zu erhalten. Brown, der sich auf dieser Expedition durch fünf Jahre befunden und der Reihe nach die Niederlande, Deutschland, Österreich, Ungarn, Serbien, Bulgarien, Macedonien, Thessalien besucht hatte, weilte auch in Krain und nahm hier namentlich den Zirknitzersee und das Quecksilberbergwerk Idria in Augenschein, die er in seinem Reiseberichte beschrieb, in welchem auch der Übergang über den Loibl geschildert und durch eine beigegebene größere Abbildung illustriert erscheint.

Mit Brown, dessen Anwesenheit in Krain gerade in die Zeit von Valvasors großer Reise in Afrika, Frankreich u. s. w. fiel, trat unser Freiherr später in brieflichen Verkehr, gleichwie er im Verlaufe mit dem Secretär der „Königlich Englischen Societät", dem Gelehrten Thomas Gale, seit 1676 in dieser Stelle und zugleich Präbendär an der St. Paulskirche zu London, in Verbindung kam, mit welch letzterem er dann eine regere Correspondenz unterhielt. Thomas Gale war es, der unseren Gelehrten und Forscher in Beziehung zur „Königlichen Gesellschaft" selbst brachte, von der Valvasor schließlich unterm 14. December 1687 als Mitglied aufgenommen wurde.

Nachdem Valvasor schon eingangs des Jahres 1686 der Gesellschaft, beziehungsweise dem Secretär durch einen Landsmann desselben, Johann Höpkins, den unser Freiherr in Venedig kennen gelernt, seine Topographien von Krain und Kärnten und mehrere Illustrationen, die für die „Ehre des Herzogthums Krain" vorbereiteten

Vollbilder von Schloss Ainöd,[1]) von Fiume (St. Veit am Pflaum), von Münkendorf, des St. Jakobsplatzes in Laibach mit der Ansicht der von ihm modellierten und in dem von ihm erfundenen Feingusse ausgeführten Marienstatue, des Schlosses Ehrenau,[2]) des eigenen Schlosses Wagensberg und des Panoramas von Laibach, sowie ein Exemplar des „Todtentanzes" eingeschickt, legte er dem Thomas Gale unterm 29. August sein Verfahren des verfeinerten Erzgusses in einer ausführlichen Zuschrift dar, an deren Eingange er sich bei ihm bereits für die durch Schreiben des Secretärs vom 3. Juni 1686 mitgetheilte Nachricht seiner bevorstehenden Wahl bedankt und seiner Freude Ausdruck gibt, dass es ihm nun gegönnt sein werde, sich Mitglied dieser „Königlichen Gesellschaft" zu schreiben.

Ja als er ddo. Wagensberg 7./17. November 1687 seine umfassende, 27 Seiten starke Beschreibung des Zirknitzersees an die Gesellschaft selbst einsandte, unterzeichnete sich Valvasor am Schlusse dieses in Briefform gehaltenen Berichtes bereits als „Mitglied der Königlichen Gesellschaft", da er wahrscheinlich die Wahl als schon vollzogen angenommen.

Doch erst am 14. December 1687 erfolgte der formelle Act des Vorschlages, der Gutheißung und Erwählung des Freiherrn von Valvasor unter die Mitglieder der heutigen „Royal Society". Die Procedur dabei war folgende. In der Rathsversammlung unter dem Vorsitze des Präsidenten Earl of Carbery und im Beisein des Sir John Hoskyns, des Sir Cyrill Wyche, des Mr. Hershaw, Mr. Hill, Dr. Slane,. Dr. Pit, Mr Haynes, Mr. Perry, Mr. Herbert, Dr. Tyson, Mr. Waller ward „Mr. John Weichard Valvasor of Carniola" als Candidat vorgeschlagen und gutgeheißen.

Es wurde in dieser Versammlung der erste Theil seines Briefes über den Zirknitzersee vorgelesen, der eine genaue Erklärung der verschiedenen unterirdischen Gänge und Löcher enthält, durch die das Wasser in das Seebecken tritt und dasselbe wieder verläßt, sowie der Art, in diesem See zu fischen, und die Angabe der Titel und Besitzungen jener Herren, welche das Recht dieser Fischerei besaßen. Der restliche Theil des umfangreichen Berichtes, der sich mit den weiteren Details der Untersuchungen Valvasors über diesen merkwürdigen, schon von Torquato Tasso wegen seiner „wunderbaren" Eigenschaften besungenen See befasst, wurde zur Vorlesung in der nächsten Ver-

[1]) Heute im Besitze des Fürsten Karl Auersperg.

[2]) Heute im Besitze des Herrn Landeshauptmannes von Krain, Otto Detela.

sammlung der Gesellschaft nach den Weihnachtsfeiertagen bestimmt. An diese zur Kenntnis der Versammlung gelangte Beschreibung Valvasors knüpfte Mr. Halley die Demonstration eines von ihm schon auf Grund des eingesandten Valvasor'schen Berichtes construierten Apparates von drei über-, beziehungsweise ineinander gestellten Gefäßen, welche die Theorie des Freiherrn von Valvasor von dem Sichfüllen und Sichentleeren des Zirknitzersees verbeispielen sollten.

Nach der Aufhebung der großen Versammlung ward noch am selben Tage im engeren Ausschusse, wie wir sagen würden, unter dem Vorsitze des Vicepräsidenten Sir Cyrill Wyche über die Aufnahme des Freiherrn von Valvasor „ballotirt" und auf Grund der Ballotage seine Wahl als Mitglied endgiltig vorgenommen.[1])

Über die Beitragsleistungen materieller Art, die in der „Königlich Englischen Gesellschaft" in jenen Tagen für die Mitglieder festgesetzt waren, erfahren wir aus der Geschichte der „Royal Society", dass jedes neue Mitglied beim Eintritte in die Gesellschaft als Beitrag 5 Guineen und hernach vierteljährlich 13 Shillinge zu entrichten hatte, die meisten — heißt es aber in einer Nebenbemerkung — gaben sogleich 20 Guineen ein- für allemal und waren nachher von allen weiteren Beiträgen frei. Welchen Modus Valvasor hierbei eingehalten, ist zwar nicht gesagt, doch lässt sich schon wegen der weiten Entfernung des Wohnortes dieses Mitgliedes der „Königlichen Gesellschaft" annehmen, dass er die letztere Art der Beitragsleistung „ein- für allemal" gewählt habe.

Die ausführliche Topographie von Kärnten, 1688.

Der im Jahre 1681 erschienenen „Topographia Archiducatus Carinthiae modernae" ließ Valvasor noch vor dem Erscheinen seines Hauptwerkes über Krain eine ausführliche Topographie des schönen Nachbarlandes folgen und zwar, wie er in der Einleitung hervorhebt, auch aus eigener Erfahrung und Wissenschaft.

Der volle Titel dieses noch heute für Kärnten den gleichen Wert wie die „Ehre des Herzogthums Krain" für das letztgenannte Land besitzenden Werkes lautet: „Topographia Archiducatus Carinthiae antiquae et modernae completa; das ist: Vollkommene und gründliche Landbeschreibung des berühmten Erz-Herzogthums Kärndten, beydes nach dem vormaligen und jetzigen Zustande desselben . . . ans Licht

[1]) Archiv der „Royal Society" in London. Journal Book of y Royal Society, Vol. VIII, 1685—1690, Fol. 172.

gestellt durch Johann W. Valvasor Freiherrn und Mitgenossen der Königlichen Societät in England. Nürnberg in Verlegung Wolfgang Moriz Endter's MDCLXXXVIII." Folio, 264 S. mit 223 Abbildungen. Die Widmung ist an die Stände Kärntens gerichtet und beginnt mit den Worten: „Es verbündt meines Erachtens dieses alle tugendhaften Gemüther, wie ein Gesetz, daß man seine Erfahrung, Kenntniß und Beobachtungen wann sie gemeinnützlich werden können, nicht bey sich verschließe, sondern auch andern bey aller Gelegenheit zur Nachricht gedeihen lasse, und eine Gleichwilligkeit bezeuge, sowol in der Ausgabe dessen, was uns bekannt, als in der Einnahme dessen, was uns vorhin unbekannt war, damit gleichfalls die Fremden von uns, wie wir von ihnen erlernen mögen, was beiderseits merkwürdig. Solche Verbindlichkeit scheinet denn auch dieses die Billigkeit selbst miteinzuknüpfen, daß, gleich wie wir, gern etwas von der Gelegenheit weitentlegener Länder und Städte lesen, also wir ebenfalls von denen, welche uns entweder die Gegenwart oder die Nähe kundbar gemacht, dem Entfernten zu lesen geben, was des Lesens werth scheint." Diese Betrachtung, sagt Valvasor weiter, habe ihn zur Beschreibung seines geliebten Vaterlandes Krain und dieses „angrenzenden hochpreislichen Erzherzogthums" geführt; nicht minder aber habe ihn dazu geführt die Absicht, den Fremden die Einbildung zu benehmen, dass dieses Land in einem Winkel versteckt im Schatten liege, nicht minder aber endlich die Ehrerbietigkeit gegen die hochlöblichen Stände und der Wunsch, mit seinem so ansehnlichen Stoff seine Feder zu beehren. Er weist zurück auf seine erste Bethätigung für Kärnten in Herausgabe der Topographie (1681), und wie jenes Werk die Grundlage zu diesem vorliegenden bilde. Jenem Schlösserbuche habe er auf allgemeinen Wunsch nun die topographische Beschreibung beigefügt und in „Erkundigung" desselben keinen Fleiß gespart. Diese Widmung ist „gegeben" zu Wagensberg am 31. März 1688. Es folgt ein lateinisches Begleitgedicht von Paul Ritter Vitezović und ein deutsches von Erasmus Francisci (Nürnberg, 14. Jänner 1688). Hieran reiht sich eine Karte von Kärnten. Sodann beginnt die topographische Beschreibung, Text und Bilder nebeneinander stehend, auf 264 Seiten 223 Abbildungen mit längerer oder kürzerer Erklärung zur Seite. Die Seiten 1 bis 5 nimmt die Beschreibung Kärntens im allgemeinen ein, welche er aus Megiser, Reichardt und Merian, aber auch zu großem Theile „aus eigener Erfahrung und Wissenschaft" genommen. Gleich auf Seite 1 begegnen wir der nachstehenden interessanten Stelle: „Sonst

findet man," sagt Valvasor, „in den uralten Freiheiten oder Privilegien, daß ein Herzog in Kärnthen in windischer (slovenischer) Sprach investirt und eingeführt worden. Wie denn auch Aeneas Silvius in seinem Europa an dem Ort, wo er von Kärnthen schreibt, für glaubwürdig anzeigt, daß ein Fürst in Kärnthen die Freiheit hätte, wann Er bey einem Römischen Kaiser und dem ganzen hl. Reich angeklagt würde, daß er sich vor demselben anderst nicht als in windischer Sprach zu verantworten schuldig wäre."

Auf Seite 7 beginnen die Abbildungen, die nach größerer oder geringerer Bedeutung des Objectes größer oder kleiner gehalten; die größte ist natürlicherweise die der Hauptstadt des Landes, des lieblichen Klagenfurt. Von dieser Stadt ist auch noch ein zweites Bild aus der Vogelperspective beigegeben sowie eine Abbildung des Landhauses daselbst; der beigedruckte Text nimmt fast vier Seiten ein. Ausführlicher Text findet sich außerdem zu nachstehenden Bildern: St. Andrä, Karlsburg, Dietrichstein, Frauenstein, Friesach, Gurk, Maria Saal (mit dem Herzogsstuhl), Ossiach, dem herrlichen Benedictinerstifte St. Paul, Seltenheim, Straßburg, Tarvis, Völkermarkt, St. Veit, der ehemaligen Cisterze Viktring — heute Fabriksetablissement der weltbekannten, namentlich durch die Lieferung der Lodentücher für unsere wackeren Nordpolfahrer historisch denkwürdigen Firma Gebrüder Moro — Villach, Weißenegg und Wolfsberg. Zwei schöne Abbildungen sind dem Loiblberge gewidmet, für den sich Valvasor ganz besonders interessirte.

Auf der letzten Seite verwahrt sich der Verfasser gegen jeden Vorwurf der Unvollständigkeit, indem er anfügt: „Und weil noch mehr Schlösser und Adeliche Sitz im Land muthmaßlich vorhanden, solche aber mir, da ich diese obbeschriebene abgerissen, nicht ins Gesicht gekommen, als will ich zum Beschluß Kraft dieses hiemit protestirt haben, daß solche Ausbleibung, wie auch sonst durchgehends in diesem topographischen Werk, niemand etwas zum Präjudiz gesezt sein soll."

„Die Ehre des Herzogthums Crain", 1689.

Endlich nach langen Jahren mühevollen Sammelns und gründlichen Forschens sowie der opferwilligsten Aufwendung materieller Mittel erschien des edlen Freiherrn vornehmlichstes Werk, das Hauptwerk seines Lebens, die gründliche, umfassende Beschreibung seiner so sehr geliebten schönen und merkwürdigen Heimat, „Die Ehre des

Herzogthums Crain", in vier Foliobände getheilt, deren erster L und 696, der zweite 836, der dritte 396 + 730 = 1126 und der vierte 610 und 62 (Register), das ganze Werk also 3320 Seiten mit 533 Abbildungen in Kupfer zählt.

Das Werk ist in 15 Abtheilungen (Bücher) geschieden, und darnach ist auch die Citation im (wohl ziemlich dürftigen) Register[1]) getroffen.

Jedes Buch theilt sich wieder in Capitel, zu deren Häupten kurze Übersichten den Inhalt angeben, Marginalnoten am Texte erleichtern das Aufsuchen sowie die Lectüre.

Besehen wir uns nun im raschen Durchblättern den reichen, kostbaren Inhalt und zwar zunächst des ersten Bandes!

❦

Das erste Blatt enthält nachstehendes Lobgedicht auf Krain:

„Auf den Haupttitel und Titelkupfer dieses Werks.

Crain! wer Dich kennt, dem blinkt gar so schön, Dein Ehrenschein,
Durch manches Kleinod, so Natur Dir angehängt;
Durch der Regierer Glanz so Dich mit Licht beschenkt.
Fällt mir Dein Ritter-Muth und großer Fürst dann ein;
So muß Carniolia ein Carneol mir sein;
Dieweil Dein Oberhaupt viel Ehre zu Dir lenket.
Der Himmel ist es selbst, der Deiner Ehren denket,
Der angeerbt Dich dem Ost-Haus edles Crain.
Die Fama läßt von Dir den Ehren-Schall auch hören,
Daß Du den Glauben stets, dem Mond zu Trutz, beschützt,
Mit tapferm Stahl und Bley auf Ost-Reichs Feind geblitzt,
Der seine Ruhe kam und Deine Treu zu stören
Die Treu, so manches Land, mit Ehren kann belehren.
Jetzt da Dein Adler-Haupt[2]) Triumph-verehrlich sitzt
Und der verthierte Skyth, vor Ängsten Blut hier schwitzt
Muß auch Dein' Ehre nun deß Lesers Lust vermehren."

Das zweite Blatt bringt im „Titelkupfer" (Folio) Austria auf dem Throne, vor ihr Carniolia, geleitet vom Glauben und der Tapferkeit, mit Bezug auf die oben angeführten Verse. Der Engel, der diese Gruppe, auf dem Aare reitend, umschwebt, ruft aus seiner Tuba die Worte: „Carnia fida Deo, Carnia fida Duci" und „His formis lustrata novis patet orbe videnda".

[1]) Der Musealverein für Krain bereitet unter Leitung des Professors Kaspret die Herausgabe eines umfassenden, genauen Registers, zu den vier Foliobänden vor.

[2]) Krain hat bekanntlich einen Adler im Wappen.

Das dritte Blatt bringt den Buchtitel, der im Geschmacke jener Zeit die ganze Folioseite füllt; er lautet seinem wesentlichen Inhalte nach also:

„Die Ehre des Herzogthums Crain: Das ist wahre gründliche und recht eigendliche Belegen- und Beschaffenheit dieses, in manchen alten und neuen Geschicht-Büchern zwar rühmlich berührten, doch bishero nie annoch recht beschriebenen Römisch-Kayserlichen herrlichen Erblandes; Anjetzo vermittelst einer vollkommenen und ausführlichen Erzehlung aller seiner Landschafften u. s. w. . . . Durch selbsteigene ganz genaue Erkundigung, Untersuchung, Erfahrung vnd Historisch-Topographische Beschreibung. In fünfzehn wiewol in vier Haupt-Theile unterschiedenen Büchern, wie auch häuffigen Abrissen, und zierlichen Kupferfiguren ausgebreitet von Johann Weychard Valvasor Freiherrn, Einer Hochlöblich Landschaft in Krain Hauptmann im untern Viertheil und der Königlich Englischen Societät in England Mitgliede; Aber in reines Teutsch gebracht, auch auf Begehren mit manchen beigefügten Erklärungen, Anmerk- und Erzählungen erweitert durch Erasmum Francisci Deß Hochgräflichen Hauses Hohenloh und Gleichen Raht. Laybach Anno MDCLXXXIX. Zu finden bey Wolfgang Moriz Endter Buchhändler Nürnberg. Cum Privilegio Sacrae Caesareae Majestatis."

Die darauf folgende Dedication an die Landstände des Herzogthums Krain, welche die Motive der Herausgabe dieses Werkes darlegt, umfasst sammt dem Titel 8 Seiten und gipfelt in dem Satze, dass der Autor es sich zur Lebensaufgabe gesetzt, die Unwissenheit der Fremden durch eine ausführliche Beschreibung des Herzogthums Krain aufzuheben.

Nun kommt das Porträt Valvasors, von dem Wiener Kupferstecher Greyscher sehr sorgfältig ausgeführt; der edle Freiherr, dessen ebenso energische als gutmüthige Züge, große, offene, ehrliche Augen uns freundlich entgegenleuchten, erscheint als Krieger abgebildet; er trägt langes gewelltes Haupthaar und einen sehr schwachen Schnurrbart, auf den Küraſs herab reicht die von den croatischen Officieren im dreißigjährigen Kriege in Deutschland und dann weiterhin in Mode gebrachte weiße Spitzenbinde, später „Cravatte" genannt.

Dem Porträt folgen die üblichen Gratulationsgedichte zum Erscheinen des Werkes in deutscher, lateinischer, croatischer und slovenischer Sprache, darunter auch ein deutsches der bekannten deutschen Dichterin des 17. Jahrhunderts und Vorsteherin der Lilienzunft in dem Pegni-

zischen Blumenorden zu Nürnberg, der Frau Katharina Regina von Greiffenberg Freiherrin von Seisenegg, dann Gedichte von Prasch, Petermann, Wegleiter, Francisci, Majer, Ritter Vitezović, Sisentschelli, Dolničar von Thalberg. Die slovenischen Verse Sisentschellis aber „Bukve tedaj pojte, na vsem svetu stojte, po vse deželah letite in moju čast donesite" sind in der That glänzend in Erfüllung gegangen, Valvasors Buch wanderte in die ganze Welt, in alle Länder und verkündete überall seinen Ruhm.

Nach den Vorreden Valvasors und Franciscis bildet ein Verzeichnis der im Werke angeführten und benützten Scribenten (11 Seiten Folio) den Schluss der einleitenden Blätter.

Wir blättern um und sind beim Texte selbst angelangt. Das erste Buch des ersten Bandes (von Francisci gearbeitet) bringt gelehrte, aber gegenwärtig ganz antiquierte etymologische Excurse über die älteren Namen der Bewohner Krains und über den Namen Krain selbst.

Das zweite, von Valvasor selbst gearbeitete Buch, von größerem Umfange, aber auch von weitaus größerem Werte, enthält die Topographie Krains mit den Unterabtheilungen „von den Crainerischen Grenzstrichen", „Vorbericht von der Lebensart, Religion, Sitten &c. der Crainer", dann von den einzelnen Landestheilen und zwar „von den Grenzen, Natur, Sitten, Nahr- und Handthirung", „von den Städten und Märkten", „bewohnten und unbewohnten Schlössern", „den Dörfern", „Bergwerken und Hammern", „Posthäusern", „Böden, Thälern und Feldern", „Bergen", „Wäldern", „Weinbergen", „Bädern und Sauerbrunnen", „Seen", „Flüssen und Bächen", „verschwindenden Wässern", „unterirdischen Gängen, Höhlen, Löchern", „Kreutfeuern" (Alarmfeuern auf den Höhen als Telegraphen in den Türkenkriegen). Dieser Theil macht also den Leser, wie es sich gebürt, mit dem Boden bekannt, auf dem sich die später erzählten „Jahrgeschichten und Handlungen" abwickeln und abspielen. Den diesem Abschnitte beigegebenen Bemerkungen über die „Handthirung" der Bewohner entnimmt man noch heute hochwichtige Daten über die uralten Hausindustrien[1]) des krainischen Volkes,

---

[1]) Diese hier und außerdem an vielen andern Stellen bei Valvasor enthaltenen Daten über die Hausindustrie Krains im 17. Jahrhunderte finden sich, mit großem Fleiße ausgehoben, in Johann Murniks trefflicher Darstellung der Hausindustrie von Krain, enthalten in Wilhelm Exners 1890 aus Anlass der land- und forstwirtschaftlichen Ausstellung zu Wien herausgegebenem Werke „Die Hausindustrie Österreichs", S. 22 bis 47.

die zu erhalten, beziehungsweise neu zu erwecken die löbliche Aufgabe der von der Regierung vor wenigen Jahren in der Landeshauptstadt errichteten k. k. Fachschulen für Holzarbeiten, Modellieren u. s. w. sowie für Stickerei und Spitzennäherei ist, welche Schulen dank ihrer vorzüglichen Leitung und der Tüchtigkeit der an ihnen wirkenden Lehrkräfte bereits die schönsten Erfolge aufzuweisen haben. Den diesem zweiten Buche in seinen Abtheilungen über die Sitten und Gebräuche der Bewohner beigegebenen Illustrationen entnimmt man dies und jenes nicht uninteressante culturhistorische Moment, so z. B. Seite 105, wo die krainischen Bauern eben damit beschäftigt sind, die Garbenbunde von einem mit vier Ochsen bespannten Wagen abzuladen und in eine sogenannte „Harfe" einzulegen, welche Art des Trocknens der Feldfrucht heutzutage noch mit Variationen in der Bauart dieser „Harfen" in allen von Slovenen bewohnten Gegenden vornehmlich Krains und der südlichen Steiermark im Gebrauche steht.

Das dritte und vierte Buch geben die Beschreibung „von der natürlichen Beschaffenheit des Landes" und von den „Natur-Raritäten". Das dritte Buch handelt ausführlich von der Lage des Landes, „von den Bergen und Gebirgen", von den Flüssen und Seen, weiters „von der Witterung und dem Lufttemperament" (wobei das Klima von Laibach gegen den Vorwurf der Schädlichkeit durch die Nebel auf Grund fachlicher Angaben in Schutz genommen wird), „vom Ungewitter, Hagel, Blitz und Donner" („Crain wäre wol ein rechter Kern glückseliger und fruchtreicher Länder, wofern ihm nicht der Schauer seine Glückseligkeit merklich verringerte"), „von den Krankheiten in Krain" nebst einem längeren einschlägigen ärztlichen Berichte des Dr. Franz von Coppini, „von allerlei Gewächsen in Krain" („Weizen- und Habern-Bier in Crain"), „von allerlei Hülsenfrüchten", „von allerlei Baum- und Staudfrüchten", „von den niedrigen Erdgewächsen", „von allerlei wilden Bäumen", „von mancherley Kräutern" — wobei die Bemerkung eingestreut, dass Krains hohe Berge, die Kerma (im Triglavstocke), der Großstuhl (Veliki Stol), die Feistritz in den Steiner Alpen, der Nanos und der Utschka (Monte Maggiore) alle Jahre von gewissen Botanicis und Wurzelgräbern aus unterschiedlichen Ländern besucht werden — „von den Blumen in Crain", „von der Glückseligkeit des Landes Krain" — nach dem Berichte eines wohlbewährten praktischen Arztes, des Dr. Franz Corusa in Laibach — „von den Bädern und Kräutern" unter besonderer Berücksichtigung des Bades Töplitz in Unterkrain mit dem einschlägigen Berichte des Dr. Burchard, „von den Mineralien und

Bergwerken" Eisnern, Kropp, Gurk, Sauerburg, Mölpach, Pleyofen, Sava, Steinbühel, Wochein, Idria — wobei Valvasor die Bemerkung macht, dass ihm von früheren Schriften über Idria am besten die „Erzälung" gefalle, die der Engländer Dr. Gualterus Pope in einem Handschreiben an John Wilkins von Venedig aus mitgetheilt, und die er aus den „Actis Philosophicis" der „Königlich Englischen Societät" seinem Buche einverleibt — „von dem vermeynten Silbermachen in Idria ingleichen von einem falschen Wahn wegen der Bergmännlein sammt einem Anhange vom Weisen Stein", „von allerhand unbestrittenem Erz und mancherlei Mineralien", „von dem Edelgestein und Marmel in Crain und dessen Beschaffenheit gegen dem ausländischen" („der Adler-Steine habe er viel Hundert in andere Länder verschickt"), „von den Thieren" und „sonderlich von dem sogenannten Thierlein Billich (Myoxus glis, Erdratte) — von dem die Sage gieng, dass es der Teufel des Nachts auf die Weide treibe und die Menschen bei dessen Fange in den Wäldern zum besten halte (was auch im Bilde dargestellt erscheint S. 438), und dessen Felle nach Deutschland, Holland, den spanischen Niederlanden, England, Frankreich, Italien verführt worden, wobei die Kürschner dieselben mit Kalk betupften, wodurch schwärzliche Stellen entstanden und das Pelzwerk tigerartig erschien — „von anderen wilden Thieren", „von allerhand zahmen und wilden Geflügel fürnemlich vom Adler", „von kleinem Geflügel und fremden Vögeln in Krain", „von Vögeln die den Winter über in der Erde wohnen" (!), „von dem Fischwerk in Krain", „von allerlei Geziefer und Ungeziefer", „von Scorpionen und Schlangen".

Das vierte Buch bringt die unterschiedlichen „Natur-Raritäten" des Landes, in erster Linie die Beschreibung der hochinteressanten innerkrainischen Höhlen- und Grottenwelt des Karstes — „die crainerischen Grotten gehen in der Curiositet schier allen anderen berühmten Hölen vor" — der Adelsberger Grotte, in der der Herr Hauptautor so weit vorgedrungen, wie vor ihm noch niemand, der Grotten St. Cantian, St. Serf, Kleinhäusl, Lueg u. s. w., „von einer wunderlichen Schifffahrt durch einen Berg", von „Schlang- oder Steinzungen", „von versteinerten Muscheln, Schlangen und Vögeln" und dann ausführlichere Beschreibungen des Zirknitz-Sees und anderer Seen des Landes. Die beiden Bücher 3 und 4 geben aber auch in den daselbst eingestreuten Hexen- und Gespenstergeschichten einen wichtigen Beitrag zur Sittengeschichte des Landes im 17. Jahrhunderte, und welcher Boden, fragen wir, konnte tauglicher sein zu solchem Gaukelspiel als eben der

Boden dieses Landes, wo die finstere Höhlenwelt des Karstes, die Wildheit der Wald- und Alpenlandschaft, wo Wind und Wetter der erhitzten Phantasie willfährig ihre Dienste leihen?

Der zweite Band beginnt mit dem fünften Buche, welches von den „ältesten und alten Bewohnern Krains" handelt. Nachdem Japydier, Gothen, Longobarden abgehandelt sind, wird im 12. Capitel gegen die „Schwaben" und für die Slaven als neueste Bewohner des Landes plaidirt und die Geschichte der Slaven dann im 13. und 14. des weiteren ausgeführt. Während das 15. Capitel den „Avaren und Hunnen" gewidmet erscheint, findet die Herrschaft der Franken in Krain im 16. (dem Schlusscapitel) ihre Behandlung. Der Anfang zu diesem Buche gibt ausführlichen Bericht über die alten Städte in Krain, sehr weitläufig wird von Emona (Laibach) gesprochen, und eine daran sich schließende Aufzählung der archäologischen Funde (Steine und Münzen) im Lande zeugt für des Freiherrn eingehende Studien in diesem Fache.

Das sechste Buch ist fast durchwegs ethnographischen und culturhistorischen Inhaltes. Es handeln dessen elf Capitel der Reihe nach „von der krainischen und slavonischen (slovenischen) Sprache", von den Trachten, Sitten und Gebräuchen im ganzen Lande, nämlich von Wohnung, Waffen, Kleidung, Hochzeitsfeier, Kindstaufen, Begräbnissen, Volksfesten, Tänzen, Kirmessen und geselligen Versammlungen des Volkes sowie von den besonderen Sitten der krainischen Bürger und des Adels. Das altdeutsche Element im Lande, die Gottscheer, finden bei Valvasor die erste eingehende Behandlung. Der Anhang zu diesem Buche gibt als Abschluss der stufenweisen Besprechung von Art und Sitte aller Stände eine treffliche Übersicht der bisherigen Leistungen der Geistesaristokraten unseres Volkes auf dem Gebiete der Literatur. An der Spitze der hier in chronologischer Ordnung angeführten namhaften Zahl der „gelehrten Scribenten" Krains erscheinen die Slavenapostel Cyrill und Method, „weil sie sich durch ihre hohen Verdienste um Religion und Nationalität der Slaven in allen slavischen Landen für ewige Zeiten eingebürgert haben". Als erster Krainer von hervorragender Bedeutung ist der berühmte Siegmund von Herberstein aufgeführt, der, 1486 zu Wippach geboren, in der dortigen Schule, wie er in seiner Selbstbiographie erzählt, das Slovenische gelernt und, am Gipfel seines Ruhmes angelangt, der Wohlthat dieser Sprache nicht vergaß, die ihm das Russische zu erlernen so leicht gemacht und also

die erste Stufe zu seiner glänzenden literarischen Carrière als „Wiederentdecker Russlands“ gelegt hatte. Am Schlusse dieser höchst dankenswerten ersten Zusammenstellung einer krainischen Literaturgeschichte aus Valvasors Feder, die uns 56 Autoren mit kurzen Biographien und Anführung ihrer Werke namhaft macht, gibt Francisci eine Übersicht der umfassenden literarischen Thätigkeit des „Herrn Hauptauthors“ selbst.

Das siebente Buch handelt von der Religion in Krain, der alten heidnischen und der christlichen; das bedeutendste Interesse gewährt hier die ausführliche Behandlung der Reformation und Gegenreformation (Capitel 8 bis 14), die in ihren Trägern Primus Truber, dem „krainischen Luther“ — noch heute gefeiert als Begründer der slovenischen Schriftsprache — und dem Gegenreformator, dem ebenso geistvollen als energischen Laibacher Bischof Thomas Chrön dargestellt werden; dem evangelischen Rector der Laibacher Landschaftsschule, dem vor den Anfechtungen seiner Feinde aus Deutschland nach Krain geflüchteten gelehrten Philologen Nicodemus Frischlin ist ein ganzes (das 10.) Capitel gewidmet. In den Schlussabtheilungen (15 bis 17) finden die heiligen Gebräuche des krainischen Volkes, als Fasten, Speisenweihe zu Ostern, die sogenannten „Umsinger“ (Koledniki)[1] u. s. w., dann die abergläubischen Gebräuche und Hexereien, die dem griechischen Cultus conformen Religionsgebräuche und die Ceremonien der Uskoken ihre Stelle.

Das achte Buch enthält in fünf Abschnitten die Legenden aller jener Heiligen, die in irgendeinem Bezuge zum Lande stehen, dann die Geschichte des Laibacher Bisthums, gegründet von Kaiser Friedrich III. im Jahre 1460, am Tage des heiligen Nikolaus, des großen Cistercienserstiftes Sittich[2]) in Unterkrain (gegründet 1133, aufgehoben 1784), des Laibacher Jesuitencollegs (eingerichtet um 1596) und sämmtlicher (171) zur Zeit bestandener Pfarren in alphabetischer Reihenfolge mit Nennung aller Localien, Schlosskapellen u. s. w., der Series der Pfarrer, mit Namhaftmachung der Kirchweihen und Patrone und mit den statistischen Angaben der in den einzelnen Pfarren jährlich Sterbenden und zur Taufe Gebrachten und anderen Details.

Der dritte Band bringt die weitaus wichtigsten Bücher. Das hier beginnende neunte Buch schildert in eingehendster Weise die alther-

[1]) Gleich den deutschen Sternsingern.

[2]) Vgl. über die Geschichte dieses Stiftes meine Schrift „Die Gegenäbte Albert und Peter von Sittich“, Verlag der Mechitharisten, Wien 1866.

gebrachte Landesverfassung und die Verwaltung des Landes durch die krainische Landschaft und führt die landschaftlichen Ämter und Würden auf; das zehnte Buch handelt dann „von den Landesfürsten“ und das elfte, das sogenannte „Schlösserbuch“, von den Städten, Märkten, Schlössern und Klöstern in Krain. In erstgenanntem Buche sind die Abschnitte über den Landeshauptmann und die übrigen Dienstposten der autonomen Verwaltung localgeschichtlich von großem Belange. Der Reihenfolge der Landeshauptleute, deren vorzüglichste biographische Momente mitgetheilt sind, entnehmen wir die interessantesten historischen Facta; so erfahren wir z. B. über den großen „windischen Bauernkrieg“ des Jahres 1515 wichtige Details aus der Selbstbiographie des Herrn von Lamberg, bei dem Landeshauptmanne Catzianer sind sein Unglücksfall gegen die Türken und sein dadurch herbeigeführtes tragisches Ende angemerkt u. s. w. Im zehnten Buche ist die Landesgeschichte fortgesetzt und gewinnt deren Behandlung ganz besonders von dem Zeitpunkte an, wo Krain unter österreichischer Herrschaft aus den bis dahin zerstreuten Theilen vereinigt wird (1283), erhöhte Bedeutung. Es ist aber charakteristisch, wie der dem Hause Habsburg treu ergebene Historiograph doch bei aller Loyalität in der Darstellung mit offenem Freimuthe jene Stellen behandelt, die eben eine so gewiegte Feder zur Behandlung erfordern, wie Valvasor sie zu führen verstand, jene Stellen wie z. B. den Act der Eidesverweigerung der krainischen Landschaft 1521 für den Fall, als Karls V. Project, Triest dem spanisch-italienischen Antheile des Hauses Habsburg zuzuschlagen, in Erfüllung gegangen wäre, was eben infolge dieser in Aussicht gestellten Weigerung der Krainer nicht geschah, so dass Triest der Gruppe Innerösterreich unter dem Scepter Kaisers Ferdinand I. verblieb.

Das elfte Buch enthält die Beschreibung aller Städte, Märkte, Schlösser und Klöster Krains, jenen Theil der „Ehre des Herzogthums Krain“, der das Werk im Lande selbst am meisten populär und zum „Hausbuche unseres Volkes“ gemacht, welche Bedeutung sich bis auf unsere Tage ungeschmälert erhalten hat.

Es umfasst dasselbe mit abgesonderter Paginierung 730 Folioseiten. Die einzelnen Ortschaften sind in alphabetischer Reihenfolge geordnet. Vorauf geht die schon erwähnte Klage des Verfassers über die geringe Unterstützung, die ihm bezüglich der erbetenen Beiträge für diesen Theil seitens seiner Landsleute geworden. Bei jedem einzelnen Orte findet man eine oder mehrere Ansichten, eingedruckte oder Voll-

bilder, alles in Kupferdruck, dann topographisch-historische Nachrichten. Seite 578 bis 589 findet sich eine ausführliche Beschreibung von Triest, in welcher Valvasor „aus unterschiedlichen aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammenden Documenten" der krainischen Landschaft den quellenmäßigen Nachweis liefert, dass diese Stadt ehedessen gleich Fiume zu Krain gehört habe.

Die Beschreibung der Stadt Laibach ist wegen des bedeutenden Textumfanges, namentlich der aus den Originalacten der Stadt geschöpften historischen Daten, am Schlusse des Buches gegeben und mit einer besonders gelungenen panoramaartigen Ansicht der Stadt nebst kleineren Detailansichten derselben geschmückt. Sie behandelt die Topographie der Stadt, den Fluss, die Schiffahrt, die geistlichen Gebäude, den Rath, die Bürgerschaft, deren Freiheiten und die merkwürdigsten Stadtbegebenheiten bis auf seine Tage herab in Chronikform, heute eine Hauptquelle für den Historiographen der Stadt Laibach.

(Schluss folgt.)

Der Teufel in der Poesie.

Von Dr. Witold Barewicz.

Drohobycz.

Seit unvordenklichen Zeiten lieferte und liefert die Welt mit ihren mannigfachen Erscheinungen dem Menschengeschlechte eine Menge von Problemen, die es vergebens zu lösen sich bestrebt. Der Anblick des Lichtes, des Guten, des Schaffenden weckte in ihm den Gedanken an einen Gott. Die Finsternis, das Böse, das Zerstörende führten ihn zur Annahme eines diesem entgegenstreitenden Princips. Der Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman wurde auch lange noch nicht ausgefochten, trotzdem die Götter andere Namen erhielten. Die Schlange des Alten Testamentes, wenngleich in einer untergeordneten Stellung, verblieb auch nach der Errichtung des Kreuzes in der Welt. Wie Jehovah eine Umgestaltung Ormuzds war, so musste er auch seinen Widersacher Ahriman beibehalten. Deshalb „detras de la cruz está el diablo".

Des Satans ursprüngliche Heimat war daher das Gebiet des religiösen Glaubens, wo man ihm die erste Gestaltung angedeihen ließ. Frühzeitig jedoch aus dieser Region gerissen, wurde er auf das Gebiet der Kunst verpflanzt. Hier spielte er gleich anfangs keine untergeordnete Rolle, wenn er auch nie seinen Ursprung verleugnete. Es

galt jetzt, die leblose Gestalt mit Mark und Blut zu füllen, ihr Leben einzuhauchen. Dies gelang den Künstlern und den Dichtern. Von menschlichen und göttlichen Elementen durchsetzt, spiegelte der Satan den Glauben und die Philosophie jedes Jahrhunderts ab. Im Alterthum das böse Princip, im Mittelalter das Schreckbild der Menschheit, in der Renaissancezeit zu ihrem Gespött geworden, erreichte er den Gipfel seines Ruhmes in den Weltschöpfungen Goethes und Byrons und erfuhr eine vollständige Rehabilitation von Carducci und Beaudelaire. Diese Satansschöpfungen, von verschiedenem Werte für die Kunst, von unvergleichlichem für die Geschichte der Civilisation, machen eine Welt von Erscheinungen aus, die man nur mit großer Mühe übersehen kann.

Es ist daher interessant, die verschiedenen Wandlungen kennen zu lernen, welche der Teufel in der Literatur durchmachte. Und diesen Überblick hat Ignaz Matuszewski in polnischer Sprache gegeben,[1]) indem er mit großem Eifer eine Fülle von Thatsachen und Ergebnissen aus der Unmasse des Stoffes gewann. Es lohnt wohl, bei dieser Arbeit zu verweilen.

Den Teufel oder Satan fasst der Verfasser in dem weitesten Sinne als ein Synonym der Personification alles Bösen auf. Seine Heimat ist das Gebiet des religiösen Glaubens, woher sie die Künstlerphantasie in die Regionen des poetischen Lebens heraufgezogen hat. Als seine Aufgabe betrachtet der Verfasser, den Verlauf dieser philosophisch-ästhetischen Evolutionen, denen der Teufel ausgesetzt war, vor unsere Augen zu bringen.

Der Dualismus im Glauben tritt schon bei Naturvölkern klar zutage. Bei den Akkadern werden die bösen Geister in einem Liede bezeichnet, die dem Menschen nur Böses zufügen, weder Mitleid kennen, noch Erbarmen mit jemand haben. Dieser Glaube an Dämonen verwandelte sich bei den Babyloniern und Assyrern in Zauberglauben oder Magie. Es ist die erste Erscheinung der Assimilation der religiösen Begriffe mit Herabsetzung ihres ethisch-philosophischen Gehaltes. In Europa giengen so heidnisch-religiöse Begriffe in Legenden und Volkssagen auf.

In Ägypten sieht der Verfasser den Repräsentanten des Bösen in der Person Typhons, der nicht nur ein böser, sondern auch ein antinationaler Geist war. In seiner Person sieht er die Herab-

---

[1]) Dyabel w poezyi (Der Teufel in der Poesie). Eine kritisch vergleichende Studie. Verlag von Centnerschwer, Warschau 1894.

setzung einer ursprünglich guten Gottheit eines feindlichen Volkes. Überall ist das Böse aus dem verdorbenen Guten entstanden. Wenn die ägyptische Literatur und Mythologie einen kleinen Aufschluss über den Ursprung und die Natur des Bösen geben, so bieten uns die religiösen Vorstellungen der Inder reichhaltiges Material zur Kenntnis desselben. In ihrer Mythologie kämpfen die Suras mit Indra an der Spitze gegen die bösen Dämonen (Asuras) mit Ahi und Vritra an der Spitze. Es gibt noch einen anderen Kampf der Nachtgötter, Rakschasas, der Gespenster gegen den Lichtgott Indra. Diese Vorstellungen gehen vollständig im Pantheismus auf, der sich in den Upanischaden kundthut. Die Verschmelzung mit niederen, verachteten Rassen bereicherte das indische Pantheon mit neuen Gottheiten, denen die Eingeborenen, schwächer an Cultur, größer an Zahl, huldigten. Schiwa kann jedoch nicht als Repräsentant des Bösen gelten, weil er auch schaffen kann. In einem solchen religiösen System war überhaupt kein Platz für das absolut Böse, dies galt vielmehr nur als ein Übergangsstadium und trat in der Poesie in den Vasallen Schiwas, den Rakschasas, hauptsächlich hervor. Zu ihren Eigenschaften jedoch gehört auch in den Veden der Cannibalismus, denn sie fressen die frommen Einsiedler auf; zudem haben sie das Vermögen, verschiedene Gestalten annehmen zu können. Eine Interpretation zu den Veden (I, 9) erzählt uns, dass Rawana, der König dieser Nachtgötter, sich bei Brahma das Vorrecht der Unsterblichkeit errungen hatte, durch den Stolz jedoch geblendet, von der Hand Wischnus fiel und zum Menschen Rama wurde. Das Böse ist nur eine zeitweilige Entfernung vom Guten, aber keine ewige Verdammung. Eine ähnliche Incarnation der Sünderseele treffen wir im Riesen Suspali in der Mahabharata, dessen Körper, als er durch die Hand Wischnu-Krischnas fiel, eine helle Flamme entstieg. Es war die Seele des Riesen, die, nachdem sie einen Cyklus von Büßerincarnationen zurückgelegt hatte, wieder mit der Gottheit verschmolz. Das wird nach der Lehre der Brahmanen das endgiltige Schicksal des Bösen sein. Der indische König Wiswamitra lässt sich daher in kein Bündnis mit den Dämonen ein, um Macht und Ehre zu erringen, sondern gibt sich den Büßerpraktiken hin und erlangt dadurch Macht über die Götter, die ihm jeden Wunsch zu erfüllen gezwungen sind, wie es in der vergeistigten Atmosphäre des Brahmanismus zu erwarten war. Der einzige Vertreter des Bösen in der indischen Poesie, Rawana, erregt kein solches Grauen wie manche Dämonen der europäischen Literatur. In der Bala-Ramayana ist er zu einem dummen, verachteten Freier geworden. In

Nal und Damajanti finden wir auch eine Versuchung durch den Dämon Kali, der in einen Baum Wibhitaka hineinkriecht, wie der polnische Teufel Rokita in einer dürren Weide wohnt.

Wenn jedoch bei den Indern das Böse zwar ein nothwendiges, doch lediglich ein Übergangsstadium des Guten blieb, so betrachteten es die Perser als ein diesem principiell seinem Ursprunge und seiner Natur nach entgegengesetztes Element. Bei den Indern sind Wischnu und Schiwa zwei Gesichter derselben schöpferischen Kraft, bei den Persern sind Ormuzd und Ahriman Wettkämpfer um die Herrschaft über die Welt, die auch einander an Kraft gleich sind. Das Schlechte schrieb man Ahriman zu. Die Trümmer der altiranischen Cultur findet man in dem „Schah-Nameh" von Firdusi. Bereits im Zend-Awesta finden wir die Versuchung Zoroasters durch Ahriman (Wendidad. Fargg. XIX). Im „Schah-Nameh" schließt Zohak ein Bündnis mit dem bösen Geist Iblis, der ihm einen Kuss auf die Schultern drückt, woraus zwei Schlangen wachsen, die derselbe mit dem Menschengehirne speist. Iblis unterscheidet sich vom Satan, trotzdem er auch verschiedene Gestalten annehmen, lügen und betrügen kann, dadurch, dass sein Ziel nicht die Macht über die Menschenseele bildet, sondern das Verderben des Menschengeschlechtes. Schlecht von Natur aus, hat er keine Züge mit dem gefallenen Engel der europäischen Literaturen gemein. Auch sonst betheiligen sich übernatürliche Wesen an dem Menschentreiben, wenn sie auch von Firdusi anthropomorphisch gehalten werden, wie Sefid.

Der Dämonenglaube der Perser bildet einen Contrast zu dem pantheistischen Polytheismus der Hellenen. Wennschon Prometheus etwas Gemeinsames mit dem Satan hat, so ist er doch mit ihm nicht identisch. Unrichtig verglich man auch die Himmelsstürmer, die Titanen und Giganten, mit dem Satan. Der Verfasser sieht in ihnen aber nur ungezügelte, nicht böse Kräfte der Natur. Mehr Analogie bietet der Hades und seine Höllengeister. Die Eumeniden thun jedoch nichts anderes, als dass sie unerbittlich die Gerechtigkeit ausüben. Man kann indes solche Figuren wie Hekate, Empusa, Larvä, Manes, Lemures, Medea, Kirke, Ate, Erichtho nicht außeracht lassen. Doch in Ate allein, die das Böse des Bösen wegen thut, findet der Verfasser etwas Mephistophelisches und zwar nur bei Homer. Die römische Poesie weist keine neuen dämonischen Gestalten auf. Die alten griechischen haben nur gröbere Züge bekommen, wie die Furiä (cf. Ovid, „Ibis", 181—185. Tisiphone: Ovid, „Met." IV, 456; Vergil, „Än." VI) sich

Satan nähern, obgleich sie durch ihre Unterwürfigkeit den Göttern gegenüber erniedrigt werden. Wenn daher manche Züge in der classischen Literatur denjenigen des Satans entsprechen, so wiegen sie alle die düstere Gestalt des Satans nicht auf. Trotzdem sind viele mythologische Begriffe der Griechen und Römer in die Vorstellungen der Dichter und des Volkes eingesickert, um bei den Christen als Attribute des Satans aufzuleben.

Das zweite Capitel enthält die Übersicht der Teufelsgestalten bei den monotheistischen Völkern. Im Alten Testamente finden wir bei den Juden selten einen individualisierten Teufel, da er überhaupt dort eine untergeordnete Rolle spielt. In den Büchern Hiob und Zacharias tritt der Satan als Kläger, als Verleumder auf. Der einzige dämonische Zug des Satans, der schon an diesen Gestalten hervorsticht, ist das Wohlgefallen am Bösen, am Leiden der Menschen, sonst ist er nur ein Häscher, dem jede Selbständigkeit und Macht abgeht. Von Asmodeus wissen wir wenig, weil er nicht vor unsere Augen tritt, doch steht er unserem mittelalterlichen Teufel näher. Die apokryphe Apokalypse Henochs verschmelzt nach der Meinung des Verfassers den persischen Dualismus mit dem hebräischen Monotheismus. Auch bei ihm wurde das Böse nicht erschaffen, sondern trat durch sich selbst als ein Verfall des Guten auf. Die Teufel Henochs sind Empörer. Der Kampf der beiden Principien wurde auf das geistige Gebiet übertragen und wurde auch mit geistigen Waffen geführt. Der Talmud erschuf ein ganzes Königreich der Teufel mit Asmodeus und Lilith. Die Kabbalah betrachtet den Dämon Samael als die letzte Emanation des Unendlichen neben den niedrigeren Geistern, deren der Mensch sich bedienen kann.

Im Koran, der nichts weiter als eine Verschmelzung der jüdischen und christlichen Doctrinen ist, entstand das Böse nicht aus dem Wesen des Guten, sondern durch den Fall eines Engels Eblis, der hier manchmal auch Sejtan genannt wird. Neben seinen Nachkommen, Sejatins, findet man sowohl andere dämonische Wesen, wie die Feuergeister, Dzins, deren Dienste den Menschen oft Nutzen bringen, als auch ekelhafte Gulen. Die Zauberer können gut oder schlecht sein, sie rufen die Hölle nicht zum thätigen Eingreifen an, sondern operieren mit Beschwörungen, Talismanen.

Die katholische Kirche erklärte das Bestehen des Teufels für ein Dogma, ohne seine physische oder geistige Natur näher zu bestimmen. Da die Mehrzahl der Kirchenväter den heidnischen Göttern die Realität

nicht absprach, sondern dieselben für Dämonen hielt, die den Menschen vom wahren Glauben verführten, verwandelten sich ebenso die chthonischen Götter wie die lichten Götter des Olymp in Teufel. Mythologische Vorstellungen übten einen großen Einfluss auf die äußere Gestaltung des Satans aus. Faune, Satyre, Centauren, Gorgonen, Harpyien waren ganz darnach angethan, den gefallenen Engel in sich aufzunehmen. Der Teufel erhielt manche Attribute und Symbole der antiken Götter, wie das Hinken des Vulcan, den Dreizack Plutos, Neptuns; nicht allein antike Sagen halfen an der Gestaltung der Teufelsfigur, sondern auch die germanischen Sagen. Die boshaften Riesen der Germanen, Loki und sein Fall, der auch an Prometheus erinnert, scheinen auf die Gestaltung des Satans eingewirkt zu haben. Das Volk warf mit der Taufe seine alten Götter nicht ab, sondern degradierte sie zu Dämonen. Die Unbeholfenheit der Riesen lebte in der komischen Figur des Teufels auf. Die germanische Mythologie bereicherte die Dämonologie um weibliche Teufel. Die germanischen Vorstellungen haben im allgemeinen die Gestalt des Satans mit brutalem Anstrich überzogen. Zugleich wurden jedoch dem Teufel Züge verliehen, wie der Humor, der unbegrenzte Stolz, Starrsinn und die Hartnäckigkeit, die an sich veredlungsfähig waren. Diese Elemente finden wir schon in der dämonischen Poesie der Angelsachsen des 7. Jahrhunderts. Einen sanfteren Charakter nahm der Teufel unter dem Einflusse der keltischen Vorstellungen an, in denen Elementargeister eine große Rolle spielten. Die ganze Welt guter Wahrsager, Genien und Zauberer verdankt nach der Vermuthung des Verfassers seinen Ursprung keltischen Einflüssen. Ihr Prototyp sieht man in Merlin, dem Sohne des Teufels und einer Nonne. Als Motiv dieser unnatürlichen Verbindung nimmt der Verfasser die Lust an, den Himmel zu parodieren, die auch in Dantes Schilderung der Hölle durchblickt. Anders stellt sich der Teufel der Normannen, Robert, eine Incarnation aller wilden und ungezügelten Triebe des rohen Germanismus, dar. Die vorhandenen Elemente hat zuerst die legendarische Volkspoesie verwertet. In die Kunstpoesie flossen sie allmählich, bis sie mit der Kirchendämonologie und mit classischen Reminiscenzen in Dante verschmolzen. Vor Dante sieht man in den Figuren des Teufels nur ein farbloses Echo der theologischen Controversen. Eine lange Reihe von Visionen eröffnet der zweite Theil des apokryphen Evangeliums, das dem heiligen Nikodemus zugeschrieben wird. Der Streit des Höllenkönigs Inferus oder Lucifer mit dem Satan kommt wiederholt in

dramatischen Mysterien vor. Die Mehrzahl der Visionen hatte jedoch einen didaktischen oder polemisch-satirischen Charakter. Daneben waren sehr beliebt die Paraphrasen der biblischen Legenden. Für ihr Prototyp ist der Verfasser geneigt, das Werk „De spiritualis historiae gestis" aus dem 5. Jahrhundert nach Christo zu halten. Die Werke der betreffenden Dichter verdienen eine große Aufmerksamkeit, nicht so sehr ihres inneren Gehaltes wegen als dadurch, dass sie viele Motive und Muster den späteren geliefert haben. Wenn auch der Teufel in den gleichzeitigen Dichtungen einen Schatten des Heroismus hat, so wird er doch ins kleinliche oder lächerliche gemalt als kraftloser, bösartiger Geist.

Als ersten Abguss aus dem geschmolzenen Stoff nennt der Verfasser den Satan Caedmons in dessen poetischer Paraphrase der Genesis aus dem 7. Jahrhundert, dem die Züge der Wikinger verliehen wurden. Die ganze Originalität des angelsächsischen Mönches besteht darin, einen fast fertigen Typus aus der Sphäre der germanischen Vorstellungen in die Sphäre der christlichen Tradition lebendig übertragen zu haben, ohne das Übernommene vertiefen oder entwickeln zu können. Bei Dante ist der Teufel der Mangel der Liebe, die Gottheit die Liebe. Der Satan ist kein Widersacher Gottes, sondern sein Gegensatz. Sein Bild („Inf." XXXIV) schildert der Dichter, ohne sich in psychologische Motivierung einzulassen. Neben diesem Symbol des Bösen lässt er auch eine ganze Reihe von Unterdämonen auftreten, denen er Typen griechischer Mythologie als höllische Henkersknechte beizählt. Die letzten scheinen wegen ihrer flachen Witze den Teufeln in Mysterien und französischen Diablerien ihren Ursprung zu verdanken, wo sie gewöhnlich von der heiligen Jungfrau oder dem Erzengel Michael geschlagen werden. In der Theophilussage kommt ein neues Motiv hinzu. Während der Teufel in den Paraphrasen die Fahne des Aufruhrs gegen Gott aufpflanzte oder in den Visionen der Quälende oder der Gequälte war, tritt er selbst als überall anwesend und die Menschen durch verschiedene Versuchungen und Vorspiegelungen des irdischen Glückes zum Verderben treibend auf. Die Idee freiwillig geschlossenen Bündnisses mit dem Satan fasste tiefe Wurzeln im Leben und in der Poesie. Vom 10. Jahrhundert war die Macht des Teufels im Steigen begriffen. Im Mysterium von Frau Jutten packen die Teufel die Seele der Päpstin, doch lassen sie dieselbe frei auf den Befehl Marias, als deren Sclave der Teufel auch in der Theophilussage auftritt. Die Rolle, die Maria in diesen Sagen zugewiesen wurde, leitet der Verfasser von dem psychischen Atavismus her, der schon im Heidenthume der Frau einen großen

Einfluss auf Dämonen einräumte, so Kali Durga im Kampfe Schiwas mit Darida, Pallas Athene, Justine im Zaubermagus, Beatrice.

Wie jedes ernste Motiv, erhielt auch dieses ein komisches Gegenspiel in einer keiflustigen, boshaften Furie, so in Macchiavellis „Vom Teufel Belfegor" oder in Schwänken des Hans Sachs und in Fastnachtsspielen, wo der Teufel vor der Zungenfertigkeit eines Weibes weicht. Vom Volke wurde der Satan nicht verdammt, sondern ihm gotteslästerliche Gebete dargebracht, denn himmlische Mächte lagen dem Volke zu hoch. Alle, die die irdische Glückseligkeit der ewigen vorzogen, wandten sich an den Satan wie der Ritter in den Gesprächen des Cäsarius von Heisterbach. Der Teufelsabbath, die Orgien dabei bildeten eine Parodie der heiligen Messe. Die Dämonomanie begann ihren Kampf mit der Religion.

Die Neuzeit also überkam vom Mittelalter zwei Teufelstypen, einen dummen komischen Teufel und den hochmüthigen König der Erde, der, vom Himmel verstoßen, eine hinlängliche Macht trotzdem besaß, um die Erde zu beherrschen.

Im dritten Capitel behandelt der Verfasser den Einfluss der Reformation auf die Gestaltung der beiden überkommenen Typen. Anstatt des Teufels Macht zu schwächen, verlieh ihm die Reformation ein größeres Übergewicht. In der Faustsage erfährt die Theophilussage eine protestantische Umbildung, denn der Teufel gewinnt unumschränkte Macht über die Seele des Sünders. In den romanischen Ländern, wo der Katholicismus herrschte, verblieb der Teufel in seiner untergeordneten Stellung, wovon Pulcis Morgant, Ariostos Satiren, Tassos „Befreites Jerusalem", in Spanien „El diablo predicador", die Dramen Calderons wie der Zaubermagus zeugen. In England verschwindet der Teufel in den Shakespeare'schen Dramen unter vielen Menschengestalten. Auch in Ben Johnsons „The devil is an ass" hat der Teufel wenig Dämonisches an sich. In eine andere Sphäre führt uns Marlowe ein, dessen Tragödie „Faust" der Verfasser ebenso für die Tragödie des protestantischen Fatalismus hält wie den Zaubermagus für die Tragödie des freien Willens nach der christlichen Kirchenlehre.

Der Teufel Calderons verliert auch jede Gewalt über den Menschen, sobald dieser sich in den Schutz der Himmelsmächte begibt, während der englische Teufel trotz des Gebetes sein Opfer nicht freilässt. Sein dämonisches Wesen tritt weniger in seinem Äußeren als in seinem Charakter zutage. Seine Foltern sind daher moralischer Natur. Durch diese Änderungen gewann der Teufel bei Marlowe be-

deutend an ästhetischem Wert. Die Ausführung der von Marlowe hingeworfenen genialen Skizze fiel Milton und Byron anheim. Im Satan Miltons sieht der Verfasser etwas Verwandtes mit den Äschyleischen Titanen, die er jedoch in vielem übertrifft. Die ganze Unbeugsamkeit, Ausdauer, Unerschrockenheit, Energie der Puritaner scheint Milton hier auf Satan übertragen zu haben. Die physische Seite bleibt fast unerwähnt. In Bunyans „Pilgerfahrt" wird die Figur des Teufels Apollyon rein symbolisch gehalten. Im „Lucifer" Joosts van den Vondel erinnert der Teufel an den Milton'schen, der jedoch seine Aufwallungen des Zweifels und der Begeisterung aufweist. Diese absichtliche Abschwächung des Titanismus des Teufels leitet der Verfasser aus den Vorstellungen der katholischen Kirche her, in welcher der Dualismus sich weniger schroff darbot als in der protestantischen Kirche.

Das vierte Capitel ist der Übersicht der Teufelsfiguren bei den französischen und deutschen Dichtern des 18. Jahrhunderts gewidmet. Boileau eiferte gegen die Einführung des Teufels in die Poesie wie auch Voltaire. Bei Lafontaine, Lesage sieht man höchstens komische Teufelsfiguren. Die Fesseln dieses Pseudoclassicismus warf zuerst die deutsche Literatur ab. Während jedoch Klopstocks Teufel noch eine matte Copie der ehernen Milton'schen Statue blieb, erfuhr Faust, der in Puppenspielen lebte, mehrere selbständige Bearbeitungen, die indes der Verfasser einzeln nicht durchgehen kann, wenn er sie auch anführt. Goethes Hauptwerk möchte er von zwei Gesichtspunkten aus beurtheilt wissen. Denn die Gestalten desselben sind ihm einerseits Symbole, andererseits leidende und handelnde Individuen, die in die Action innig verflochten sind. Wenn daher Mephistopheles sich als einen Geist der Negation bezeichnet, so hätte Goethe nach der Ansicht des Verfassers eigentlich streng genommen keinen Teufel darstellen können, weil das, was nicht für sich selbst existiert wie das Böse, nicht dargestellt werden kann. Das Böse blieb jedoch ein Gährungsstoff in der Schöpfung. Goethes Mephistopheles ist ein halb bewusstes Werkzeug des höchsten Willens, nicht sein absoluter Gegner wie der traditionelle Satan. Er war nie ein Engel, darum besitzt er keinen lichteren Zug, ohne deswegen ein Ungeheuer zu sein. Er bleibt immer eine Mischung von Dreck und Feuer, der Mangel an Gefühl stößt von ihm ab. Aus rein negativen Principien erschuf der Dichter eine Figur, die von Leben überquillt. Diese Gestalt, von vielen Dichtern nachgebildet, blieb unerreicht. Am nächsten kam ihr Byron, der jedoch neben manchen

untergeordneten Teufelsgestalten in „Kain" einen Mephistopheles polartig entgegengesetzten Satan schuf.

Der Lucifer Byrons wird vom Ehrgeiz verzehrt, ein verstoßener Engel, der an seiner Unsterblichkeit festhält, der alles zu vernichten strebt, der Kain das Leben in seiner abstoßenden Gestalt zeigt, der ihm den Verstand als ein Mittel, das Leben zu genießen, an die Hand gibt. Seine äußere Gestalt steht im Einklange mit seinem subtilen inneren Charakter. Der unvertilgbare Haß und die unumstößliche Logik verleihen ihm einen dämonischen Zauber. Es entstanden daher jetzt zwei Typen aus dem mittelalterlichen Teufel, der eine komisch auf negativen Principien, der Mephistopheles Goethes, der andere ernst auf positiven Elementen aufgebaut, der Lucifer in „Kain". Hier verlief die Evolution bis zu ihrem Ende, der zitternde Teufel Nikodemus' verwandelte sich in den unbeugsamen Lucifer, der einfältige Rathgeber des Höllenkönigs aus den mittelalterlichen Mysterien in Mephistopheles. Im ersten finden wir den blinden Glauben an die Macht des Menschenverstandes, im letzteren den beißenden Spott des französischen Kriticismus. Man könnte die beiden Gestalten, nähme man Faust und Kain für Typen der Menschheit, für ihre Reflexe halten. Im Mephistopheles fände man dann brutale niedrige Leidenschaften, in Lucifer höhere Bestrebungen, die für das Ganze oft nützlich, für die Individuen jedoch oft verderblich sind.

Jedes Jahrhundert malte den Lucifer überhaupt nach seiner Vorstellung. Die Schöpfungen Goethes und Byrons blieben unerreicht, trotzdem sie viele Nachahmungen hervorriefen. In den Schöpfungen der Romantiker findet der Verfasser keine einzige hervorragende Teufelsfigur. Ihre Tendenzen, von Madame de Staël nach Frankreich verpflanzt, wurden dort umgestaltet. Von Chateaubriand wurden frühere Typen zu dämonischen Marionetten zusammengeflickt, wie es überhaupt die Mehrzahl der Dichter des 19. Jahrhunderts that. Der größten Nachkommenschaft erfreuten sich Goethes Mephistopheles und Byrons Lucifer. Manche Dichter suchten diese beiden Typen zu verschmelzen, wie Grabbe in „Don Juan und Faust", dessen Teufel jedoch manche originellen Züge besitzt, die dem Mephistopheles Lenaus und dem Lucifer Madáchs fehlen. Der letztere verlieh überhaupt seinem Satan kein Leben, da er nur die pessimistischen Ansichten des Dichters vorzutragen scheint. Tiefer wurde der Teufel von Flaubert in den „Versuchungen des heiligen Antonius" aufgefaßt, der ihn aber schon in ein Symbol verwandelte. Während diesen Dichtern der Teufel als Symbol der Kritik und Zersetzung gilt, erfuhr er eine Apotheose bei Carducci, Baudelaire, Ri-

chepin und dem verwandten Verlaine, Maeterlinck, Huysmans u. a., die von Byron abzuleiten ist.

Origineller, wenn auch Byronisch angehaucht, sind die Teufel Leconte de Lisles, Lermontows, die alle an Weltschmerz leiden. Eine erotische Saite wird von de Vigny in „Eloi" angeschlagen. Andere, wie Theophil Gautier in „Larme du diable" und Alexander Soumet in „La divine épopée", giengen einen Schritt weiter und führten den Teufel in den Himmel. Indem der Verfasser andere romantische Dichtungen übergeht, sieht er in Immermanns Bearbeitung der Legende von Merlin eine Verschmelzung mit den pantheistischen Schwärmereien der Gnostiker, im Teufel nur den Demiurgos derselben. Ein ähnlicher Symbolismus tritt in Quinets „Merlin l'Enchanteur" zutage, der auf einem politisch-historischen Grunde sich aufbaut. Es geht ihm die Einheit ab. Victor Hugos „Fin de Satan" ist auch trotz seiner epischen Form ein philosophisch-symbolisches Gedicht, der Gedanke, das Böse aus dem Missbrauche der Kraft herzuleiten, ist schon an sich selbst zu eng. Darum ist die Satansfigur Hugos blass und farblos ausgefallen, weil er mehr aus äußeren als inneren Gründen zu leiden scheint. Überhaupt schlug die Idee der Aussöhnung des Satans mit dem Himmel nur zu seinem Nachtheile aus, wenn wir auch dieses Factum vom philosophischen Standpunkte als eine Folge des Entwicklungsprocesses festhalten müssen. Erst Jules Bois im Drama „Les Noces de Sathan (sic). Drame ésoterique" behandelt die Wiederkehr des Satans in den Himmel. Damit scheint die dämonische Poesie in Europa ihr letzes Wort gesprochen zu haben. Die symbolischen Teufel der Poesie des 19. Jahrhunderts lassen allzusehr jede Anschaulichkeit und jeden Charakter vermissen. Gleichzeitige Strömungen in der Literatur als auch in der Philosophie scheinen dem Teufel überhaupt keine weitere Entwicklung zu prophezeien.

Den letzten Abschnitt seiner verdienstvollen Abhandlung widmet der Verfasser der Betrachtung des Teufels in der polnischen Poesie. Er unterscheidet den Teufel der Volkspoesie von demjenigen der Kunstpoesie.

Obgleich R. Berwinski in seinen Studien über die Volksliteratur den einheimischen Ursprung des polnischen Volksteufels leugnet, läßt es sich doch nicht in Abrede stellen, dass dieser neben den fremden auch unverkennbare einheimische Züge aufweist.[1]) Daran hält der Verfasser fest, indem er die Übereinstimmung desselben mit Teufelsfiguren anderer Völker auf ihren gemeinsamen Ursprung, der in psycho-

---

[1]) Vgl. O. Kolberg. Lud, Ser. XV, Th. 7, S. 75 ff.

physiologischen Processen zu suchen sei, zurückführt. Für ihn sind überhaupt all diese dämonischen Figuren nichts weiter als Objectivierungen und Personificierungen genannter Processe. Welche Wandlungen diese dann auf dem polnischen Boden erfuhren, darüber läſst er sich nicht näher aus, wenn dies auch eine sehr interessante Untersuchung abgegeben und in den Rahmen der vorliegenden Abhandlung ganz gut gepaſst hätte. Er begnügt sich vielmehr damit, einige Züge aus der Volkssage herauszugreifen, ohne auf diese tiefer eingehen oder sie ausführlicher behandeln zu wollen. Er hebt zwar sehr treffend den Unterschied in der Rolle hervor, die der polnische Teufel in kirchlichen und weltlichen Volkssagen spielt. Denn während dieser in den ersteren als ein Henker oder Häscher auftritt, wird ihm in den letzteren als einer unheimlichen Macht, die auch unter Umständen wohlthätig wirken kann, gehuldigt. Was letzteres anbetrifft, scheint der Verfasser zwei verschiedene Figuren nicht gehörig auseinandergehalten zu haben, was sich doch leicht durch einen historischen Rückblick hätte erklären lassen. In der polnischen Volkssage muſs man nämlich — unserer Ansicht nach — denjenigen Teufel, der als eine übernatürliche, finstere, böse Macht gefürchtet und gemieden wird, der keine bestimmten persönlichen Züge erhält, wohl von demjenigen unterscheiden, der in seiner welschen Tracht mit den Bauern verkehrt, ihnen ihren Boden bebaut oder ihre Speicher mit Korn füllt. Während in den Teufeln der ersteren Kategorie die Vorstellungen vom Schwarzen Gott der Slaven mit den Mythen von Riesen verschmolzen, gemahnen die der anderen Kategorie in vielfacher Hinsicht an menschenfreundliche Haus- und Waldgötter. Während die ersteren den Menschen nur Unheil bringen, daher so gefürchtet werden, daſs man ihren Namen auszusprechen sich nicht traut, legen die letzteren in den Volkssagen eine naive Gutmüthigkeit und joviale Derbheit im Verkehre mit den Menschen an den Tag. In diesen Anschauungen des Volkes sehen wir auch den Grund, weswegen sich in der polnischen Poesie nie eine Dämonologie auszubilden vermochte, obwohl die polnische Poesie unter den Einflüssen des Abendlandes sich entwickelte, in welchem die Dämonologie bis ins einzelne ausgearbeitet wurde.

Von den genannten Volksteufeln hielten auch zuerst die menschenfreundlichen Teufel ihren Einzug in die polnische Poesie und zwar in die Weihnachts- und Puppenspiele, indem sie hie und da unter dem Einflusse kirchlicher Vorstellungen entsprechend umgewandelt wurden. Ihre Namen Waglik, Smolik klingen sonderbarer-

weise an den Namen „Kohlteufel“, „Pechteufel“ in deutschen Puppenspielen an. Die Kunstpoesie des 16., 17., 18. Jahrhunderts weist jedoch nirgends einen ausgebildeten einheimischen dämonischen Typus auf. Wo ein Teufel in dieser auftritt, ist er entweder die Incarnation eines sittlichen Begriffes oder eine saft- und marklose Allegorie, die jedes individuellen Gepräges entbehren. Es giengen zwar schauderhafte Sagen von teuflischen Bündnissen im Volke um, worauf Acten zahlreicher Hexenprocesse hinweisen, doch blieb die classicistische Poesie den Gebilden der Volksphantasie verschlossen, da neben dem Geschmacke auch der antidualistische Geist eines streng katholischen Volkes sich dagegen sträubte. Nach dem Vorgange der Schuldialoge ließ man den Teufel höchstens als Schreckmittel gelten, während er sonst im Leben des polnischen Volkes bis tief in das 18. Jahrhundert sein Unwesen trieb, bis man im Jahre 1776 die Hexenprocesse abschaffte. Der Mangel der bestimmten persönlichen Züge, welchen wir an dem Satan der polnischen Volkssage hervorgehoben haben, bewirkte auch, dass man mit dem Erwachen der nationalen polnischen Poesie es vorzog, sich an fremde Muster anzuschließen. Die fremden, neu eingeführten Elemente erdrückten jedoch die einheimischen. Goethe und Byron bilden den Ausgangspunkt für alle satanischen Figuren der romantischen Poesie in Polen. Dies ist nicht nur dem mächtigen Einflusse beider Dichter, sondern auch der Ähnlichkeit des Stoffes zuzuschreiben. Die polnische Volkssage besaß nämlich eine dem Faust in vielen Zügen ähnliche Figur, Twardowski, den man allzu oft mit dem deutschen Zauberer zu identificieren geneigt war. Diese Figur bearbeiteten polnische Dichter, wie Korsak, Zielinski, Groza, Mickiewicz, Szujski. Unter ihnen scheint dem Verfasser Mickiewicz allein den richtigen Ton angeschlagen zu haben, indem er in seiner Romanze „Frau Twardowska“ das Genrehafte und Drollige des Teufels in Übereinstimmung mit der Volkstradition hervorkehrt. Ganz unerwähnt lässt der Verfasser den Anschluss Mickiewiczs an die Sage in anderen Gedichten, wie in der Ballade „Tukaj“ und in den „Dziady (Ahnenfeier)“, in denen er eher das Unheimliche der Sage zu betonen scheint. Die Erzeugnisse der übrigen genannten Dichter stehen, Szujski ausgenommen, mehr oder weniger im Bannkreise Goethes oder Byrons. Dieser Einfluss zeigt sich nicht nur in der äußeren Technik, sondern auch in der inneren Gestaltung der Charaktere. Während der Twardowski Zielinskis noch in manchen Zügen Spuren einer originellen Auffassung sowohl des polnischen Zauberers, als des Teufels verräth, suchen Korsak und Groza ein dramatisches Gedicht aus

Goethe'schen und Byron'schen Flittern zusammenzuleimen. Szujski ist zwar in der Durchführung seines dramatischen Gedichtes vom Faustisieren weit entfernt geblieben, doch erspart ihm der Verfasser den Vorwurf nicht, dass er den Boden der Volkstradition verließ, indem er seinen Teufel in verschiedenen Gestalten als eine Allegorie einführte. Wenn auch derselben die Tiefe nicht abzusprechen wäre, so vermisst der Verfasser demungeachtet an ihr jede Plastik. Sonst versuchten sich in der Bearbeitung dieser Volkssage noch Kaminski und Krajzewski, doch können ihre Versuche keineswegs als gelungene bezeichnet werden. Damit schließt der Verfasser die Reihe der Bearbeitungen der Twardowski-Sage ab, die wir noch durch den Hinweis auf Vrchlickýs Twardowski ergänzen möchten.[1]) Wie der Teufel bei den Spaniern als Mönch ein nationales Gepräge erhielt, so weist auch Twardowski echt nationale Züge von einer fast typischen Bedeutung auf. Es stehen ihm würdig zur Seite Teufel, die in anderen Sagen auftreten, wie Boruta und Iskrzycki, die in der Poesie bisher nicht behandelt wurden.

Von den Teufelsgebilden, die ein echt nationales Gepräge haben, wendet sich der Verfasser den Teufeln mit kosmopolitischem Charakter zu, an denen die polnische Poesie keinen Mangel leidet. Unter diesen scheint ihm der mephistophelische Typus mehr als derjenige des Byron'schen Lucifer verbreitet zu sein, indem er auf den Schwarzen Jäger Mickiewiczs, auf den Unbekannten Garczyńskis, auf die Fotofero, Lucifer, Baron von Teufel Krajzewskis, den Mephistopheles Krasinskis verweist. Eine abgeschmackte und schwerfällige Abart des Goethe'schen schuf Anton Sowa in seinem Gedichte „Jordan". Gewaltiger, doch nebelhafter erscheint dem Verfasser der Satan Zmorskis in „Lesław", den er auch den Schöpfungen im Stile Byrons und Miltons beizählt. In dieselbe Reihe stellt er den gefallenen Engel Romanowskis, den er als eine der schönsten Figuren in unserer dämonischen Poesie betrachtet.

Neben diesen Schöpfungen, die sich entweder auf die Volkstradition stützten oder sich an fremde Vorbilder anlehnten, unterscheidet der Verfasser noch die dritte Gruppe, die weder das eine noch das andere thut. Dieser weist er in erster Linie den Satan in Krasinskis „Irydion", Massinissa, zu, wenn er auch vieles an ihm auszusetzen findet. Es ist eine durchaus originell gedachte, doch in der

[1]) Twardowski. Báseň Jaroslava Vrchlického. V Praze. Tiskem a Nákladem Fr. Šimačka 1885.

Durchführung verfehlte Figur. Besser gelungen erscheint ihm Pamphilus in Słowackis „Beniowski". Wenn auch diese Figur nur eine Skizze geblieben ist, kann man sie doch als eine in psychologischer Hinsicht vollständig ausgeführte betrachten. Wären die beiden Figuren ganz nach dem Wunsche Krasinskis und Słowackis ausgefallen, so müssten sie die erste Stelle unter den Erzeugnissen der dämonischen Poesie aller Völker einnehmen. Neben obigen Schöpfungen, die scharf ausgeprägte individuelle Züge besitzen, fehlte es auch zu dieser Zeit an Dichtern nicht, die den Teufel als ein Symbol philosophischer Begriffe benützten. So fasst der Verfasser den Satan Krasinskis als einen alles zergliedernden und zersetzenden Verstand, den Satan Anton Czajkowskis im „Zweikampf des Erzengels Michael mit dem Satan" als principium individuationis auf.

Damit schließt der Verfasser seine Betrachtungen ab, indem er sein Bedauern ausdrückt, dass polnische Dichter, statt mit voller Hand nach den unter ihren Füßen liegenden Schätzen zu greifen, es vorzogen, sich in dem Bannkreise fremder Dichter zu bewegen.

Der Überblick dieser Studie, die auf ästhetisch-religiöser Grundlage aufgebaut ist, dürfte zur Genüge dargethan haben, welch ein unerschöpfliches Material für den Ästhetiker und Historiker hier vom Verfasser geboten wird. Die Gedrängtheit und Kürze, die der Verfasser sich selbst auferlegte, indem er sich nur auf das Wesentlichste beschränkte, ließ jedoch die Teufelsschöpfungen ersten Ranges nicht zu ihrem Rechte kommen, was leicht durch eine tiefere, eingehendere Analyse bewirkt werden konnte. Abgesehen davon, wird diese Arbeit, in welcher der Verfasser den Stoff für mehrere Bände angesammelt hat, ihren Eindruck nicht verfehlen, da sie originell aufgefasst und gewissenhaft durchgeführt wurde.

Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Literatur- und kunstkritische Studien.

Beiträge zur Ästhetik der Dichtkunst und Malerei. Von Dr. Laurenz Müllner, o. ö. Professor an der k. k. Universität in Wien. Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig 1895. 280 Seiten. 8⁰.

Was unser Kritiker dem Dichter der „Aspasia" nachsagt, dass er die zarte Grenze der Schönheit und des Maßes nicht verletzt hat, das findet auf seine uns hier beschäftigenden Studien durchwegs volle Anwendung. Obwohl er ganz und gar von dem Geiste des Katholicismus durchdrungen ist, in ihm die Richtschnur seines Thuns und Treibens, seines Strebens, Empfindens und Denkens erblickt, so ist er doch auch insoweit ein echter Christ, als ihm die christliche Tugend der Milde und Toleranz in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wie sein gesprochenes, so ist auch sein geschriebenes Wort von dem Geiste des lateinischen Spruches „Nihil humani a me alienum puto" durchweht.

So bringt er sine ira et studio dem hochgestimmten Genius Robert Hamerlings seine Huldigung dar, und er fühlt sich ihm zu großem Danke dafür verpflichtet, dass er in dem erwähnten Künstler- und Liebesroman die Schönheitswunder und Geistesthaten von Alt-Hellas in so eindrucksvoller Weise vor unseren Augen erstehen lässt. Und nichts weniger als zimperlich, fühlt er sich nicht etwa durch manche anstößig erscheinende Schilderungen in demselben abgestoßen; dieselben gewinnen ihm vielmehr durch ihre ideelle Beziehung zum Grundgedanken der ganzen Dichtung sogar eine tiefsittliche Seite.

Wenn ihm auch des Altmeisters Leben und Schaffen dem einzig und allein wahren Canon des menschgewordenen göttlichen Logos und der Offenbarung desselben nicht entspricht, wenn er auch die Ansicht vertritt, dass „die heidnisch-sinnlichen Elemente der Poesie Goethes und seine häufig geradezu blasphemischen Äußerungen über Christenthum und Kirche ebenso scharf und entschieden abgewiesen werden müssen, als seine Lebensauffassung und Gebarung nur zu häufig den Tadel eines christlich gebildeten Gewissens herausfordert", so bedauert er doch bei aller An-

erkennung der von dem gleichen Standpunkte geschriebenen Goethe-Biographie Alexander Baumgartners, dass Correctheit und Entschiedenheit bei ihm nicht immer in schönem Gleichgewichte stehen, dass die letztere ab und zu eine Ausdrucksweise annimmt, welche wegen ihrer unqualificierbaren Schroffheit gerechtes Ärgernis zu erregen geeignet ist.

Geradezu wie ein Dithyrambus nehmen sich die beiden Aufsätze über den protestantischen Dichter Adolf Friedrich Grafen von Schack aus, welcher, ein Lebenskünstler in der besten und edelsten Bedeutung des Wortes, sein langes Leben weidlich im Dienste der Civilisation und seiner universellen Bildung ausgenützt, die Weltliteratur in sich aufgenommen, aus den Werken so vieler Völker, die vor ihm gewesen, geschöpft, seinen Fuß in ferne, entlegene Gegenden, welche durch das Walten der Natur, der Geschichte und des Genies eine besondere Weihe empfiengen, gesetzt und zuhöchst unter Verzicht auf eine glänzende diplomatische Laufbahn selbstthätig Werke geschaffen hat, deren sinniger Einklang von Inhalt und Form ihm einen bleibenden Platz in der Gallerie der denkwürdigen Persönlichkeiten seines heißgeliebten Volkes sichert. Müllner würdigt ihn als vornehmen Dichter, Übersetzer und Ästhetiker, welcher auch verkannte Talente, unter anderen unseren während vieler Jahrzehnte bis in sein Greisenalter hinein fast allgemein mit der größten Geringschätzung behandelten Grillparzer, zu Ehren brachte; er hebt hervor, dass seine gemüthsinnige Vertiefung in die Schönheiten der Natur und Kunst im Vereine mit der farbenprächtigen Darstellung viele seiner landschaftlichen Schilderungen wie seine Besprechungen großer Meisterwerke der Poesie und bildenden Künste zu bezaubernden Offenbarungen seiner eigenen Künstlernatur machen; er preist den bewunderungswürdigen Hochsinn, mit welchem der Protestant die Erzeugnisse einer specifisch katholischen Kunst oft mit begeistertem Lobe überschüttete. Was er an dem hochverehrten Manne zu tadeln hat, ist seine Unterscheidung zwischen dem Evangelium und dem kirchlichen Christenthum, zwischen der Religion der Liebe und der des dogmatischen Glaubens, zwischen dem religiös-sittlichen und dem kirchlichen Gewissen. Ruhig setzt er sich mit dieser Differenzierung auseinander; leidenschaftslos stellt er ihr die Behauptung gegenüber, dass mit dem Rückgange der positiv-christlichen Überzeugungen die Gemüthsverrohung der Gesellschaft und zunehmende Brutalität der Massen parallel laufen. Wir möchten ihn indes anlässlich seiner Zurückweisung der in Schacks Denkwürdigkeiten häufig wiederkehrenden Polemik gegen die Ketzerverfolgungen und die Inquisition an die Thatsache erinnern, dass sich in der spanischen Literatur nicht leicht ein Werk findet, welches nicht mittelbar oder unmittelbar Lobeserhebungen auf die Inquisition enthielte. „Selbst bei Cervantes," sagt Graf Schack, „dessen Geist doch gewiss ein edler und zugleich klarer war, stoßen wir auf derartige Äußerungen, wie wenn er die unheilvolle und empörende Vertreibung der Morisken nicht nur rechtfertigt, sondern in hohem Grade rühmt. Bei Lope de Vega, der selbst Familiar der Inquisition war, bei Calderon, Tirso und anderen Dramatikern überraschen uns häufig ähnliche Auslassungen und das umsomehr, als sich anderweitig in ihren

Dichtungen viele Stellen finden, die von einem milden und weichen Herzen dictiert sind und unser inniges Mitgefühl für die Leiden der uns von ihnen vorgeführten Personen in Anspruch nehmen. Hier und da mögen nun jene Enkomien der Inquisition als captationes benevolentiae anzusehen sein; und da die Censoren der Bücher meistens Mitglieder des heiligen Gerichtes waren, mögen ihnen solche Brocken hingeworfen worden sein, um sie zur Nachsicht gegen andere Stellen zu stimmen. Indessen habe ich die Überzeugung gewonnen, dass man diese Annahme nicht zuviel ausdehnen darf, und dass die großen spanischen Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts sämmtlich von höchster religiöser Befangenheit waren und äußerste Strenge gegen Andersgläubige als eine heilige Pflicht jedes Katholiken ansahen. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, dass, wenn ich Calderons Zeitgenosse gewesen wäre und er aus meinem Munde eine verdächtige Äußerung über die heilige Dreieinigkeit gehört hätte, er sich durch sein Gewissen verpflichtet gehalten haben würde, mich beim Glaubensgericht anzugeben."

Schwer begreiflich ist es, dass Müllner mit dem Grafen Schack für die Erweiterung des dichterischen Stoffgebietes auf die Errungenschaften der neuzeitlichen Wissenschaften plaidiert, „weil hierdurch die geistigen Horizonte erweitert und eine Fülle neuer Anschauungen und vielleicht selbst neue Symbole vermittelt würden". Es kann doch wohl keinem Zweifel unterliegen, dass die moderne Wissenschaft Ergebnisse an den Tag fördert, welche vor seiner inappellabeln Instanz nicht haltmachen, sondern rücksichtslos über dieselbe hinwegschreiten. Er streift hart an die moderne Kunstrichtung, indem er dem Gedanken unumwunden Ausdruck gibt, dass der antikisierende Classicismus auf die Blüte der deutschen Dichtung, auf Schiller und Goethe, einen unheilvollen Einfluss ausgeübt habe, und dass es hoch an der Zeit sei, die längst entschwundenen Lebensideale durch die warmpulsierenden und nach Ausdruck ringenden Triebkräfte des Zeitgeistes abzulösen. Er legt großen Nachdruck darauf, dass die ihre nationalen Schwingen mächtig entfaltende Volksseele der einzig wahre Springquell aller Kunst ist, und dass es dieser obliegt, dem Realen das Ideale abzulauschen, wie dies Schiller in dem tiefsinnigen Distichon ausspricht:

> „Das ist eben das wahre Geheimnis, das allen vor Augen
> Liegt, Euch ewig umgibt, aber von keinem gesehn!"

Und wie von der Kunst, so verlangt er auch von der Literaturgeschichte, dass sie in das volle Leben greife. Ganz vortrefflich äußert er sich über die ledernen Literaturgeschichten, welche, der ursprünglichen Wortbedeutung ihres Namens nur zusehr Rechnung tragend, „wahre Buchstabengeschichten" sind, folgendermaßen: „Diese unkünstlerische Behandlung einer Wissenschaft, deren wahrer Beruf gerade in der Hervorstellung der charakteristischen Momente der höchsten aller Künste besteht, muss naturgemäß eine immer weiter greifende Unwissenheit, ja Verkennung des inneren Wesens und der Ausdrucksmittel der Poesie selbst zur Folge haben und wird so mitschuldig an dem bloßen Stoffhunger und Bil-

dungsschwindel der übergroßen Mehrheit des heutigen Lesepublicums. Die häufig rein philologische Behandlung der alten Classiker in den Gymnasien leistet dann das übrige, um den Sinn für das sogenannte ‚Poetische' auch in den empfänglichen Herzen der Jugend umso leichter bis an die Wurzel auszutilgen, als das Pathos, mit dem vom ‚antiken Schönheitsideal' declamiert und bei Lesung der Classiker das ‚Schülermaterial' nur mit dem Formenschatze der griechischen und lateinischen Sprachlehre maltraitiert wird, eine solche Beschäftigung mit der Poesie(!) gerade höher gestimmten Jünglingsgemüthern nur widerwärtig machen kann." Freilich würde eine Literaturgeschichte, welche nicht an der Oberfläche haften bleibt, sondern in die organische Entwicklung der Dichtkunst eindringt, wenig Anklang bei den Deutschen finden, welche, wie unser Verfasser nicht ganz mit Unrecht sehr boshaft bemerkt, „auf dem besten Wege sind, ein Volk von Literaten zu werden, um immer mehr aufzuhören, ein Literaturvolk in dem Sinne zu sein, wie wir dies von den Engländern und besonders von den Franzosen sagen, bei denen ein reges Interesse an den Geistesproducten ihrer Dichter und Künstler zum nationalen Leben der Gesammtheit gehört. Selbstverständlich, wenn alle schreiben, bleibt niemand übrig, der liest, und wenn die Poesie fabriciert wird, muss die Kunst in ihr und der Sinn für sie langsam ersterben".

Am schärfsten rückt unser Verfasser dem berühmten Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer zu Leibe. Wir stimmen mit ihm vollkommen darin überein, dass, während Theorie und Praxis auf anderen Gebieten sich fordern und fördern, das „leidige Theoretisieren" dem künstlerischen Schaffen mehr als einmal verhängnisvoll geworden ist, und dass der Künstler am besten fährt, wenn er dem der richtigen Erkenntnis des unmittelbaren Wesens der Poesie entsprungenen Goethe'schen Worte „Bilde Künstler, rede nicht!" folgt. In eingehender Weise zeigt er dies an Vischers humoristischem Romane „Auch Einer", dessen Held, wie er detailliert nachweist, genau nach dem von der dialektischen Methode Hegels getragenen „Receptierbuche" seiner monumentalen „Ästhetik" construiert ist. „Es ist nur schade," sagt er, „dass der Verfasser seine ausgedehnte und tiefgründende Professorenweisheit nicht bloß nicht vergessen, sondern selbst bei seiner poetisch-schöpferischen Thätigkeit dem Leser fortwährend in Erinnerung bringen will. . . . . Es wird wenig Bücher geben, in denen eine so mannigfaltige Fülle bedeutender Gedanken gesammelt ist, leider passus magni, sed non in recta via." Die Quintessenz der Abhandlung liegt in den Schlusswortens: „Das positive Christenthum allein birgt mit der Lösung so vieler Probleme auch die der ästhetischen Wirkung des Humors. Subjectiv wie jede künstlerische Begabung auf einer Naturanlage beruhend, fordert der Humor als gemüthsfrohe Überwindung der Widersprüche des Lebens nebst dem scharfen Blicke und der tiefen Empfindung dieser Widersprüche und ihrer gestaltungsmächtigen Darbildung in objectiver Hinsicht vor allem die richtige Auffassung der Bedeutung der disharmonischen Seins- und Lebensverhältnisse und der Möglichkeit ihrer Versöhnung. Die Erfüllung dieser objectiven Voraussetzung des Humors bietet aber nur die christliche Offen-

barung, welche uns als Grund der Widersprüche unseres eigenen Wesens und unseres Verhältnisses zur Außenwelt die Sünde kennen lehrt. Als Auflehnung des Geschöpfes gegen den Schöpfer erweist sich die Sünde nicht bloß als ein ungeheurer Frevel, sondern auch als grenzenlose Thorheit, die an sich allerdings nicht lächerlich, sondern tragisch wirkt. Erst die durch die Erlösung in Christus ermöglichte Erhebung aus dem mit dem Sündenfalle gesetzten Widerspruche gegen die Bestimmung des Menschen vermittelt in der glaubensfreudigen Zuversicht der Überwindung der feindseligen Gegenwirkung des Bösen und des Übels die Grundbedingung der humoristischen Stimmung ... Der echte Humor quillt nur aus der Gemüthsmacht des christlich-religiösen Glaubens und wird auf der kalten Denkerhöhe klügelnder Symbolik nie zur vollen Lebendigkeit erweckt werden können ... Die größten Humoristen waren die tiefgläubigen christlichen Dichter: Cervantes und Shakespeare." Bei voller Würdigung der Tragweite, welche der Erlösungsglaube für den Humor hat, möchten wir allenfalls hierzu bemerken, dass nicht allein der Erlösungsglaube das Bewusstsein, über die Widersprüche des Lebens hinausgehoben zu sein, gewähren kann. Auch die Philosophie als Idealwissenschaft, welche keineswegs eine graue Theorie ist, sondern eine hohe praktische Bedeutung für die Entwicklung und Ausgestaltung des Lebensbaumes zu einem grünen und goldenen besitzt, strahlt jenes erlösende, befreiende Bewusstsein aus. Und sind in Wirklichkeit etwa von echtem, perlendem Humor durchwürzte Dichtungen wie der „Sommernachtstraum" auf einen specifisch katholischen Grundton gestimmt? Ich denke, dass Müllner in einem entschiedenen Irrthum befangen ist, wenn er im Gegensatze zu Karl Bleibtreu, dessen englischer Literaturgeschichte er große Vorzüge nachrühmt, den süßen Schwan vom Avon für das Christenthum reclamiert und Byron ihm nur darum nachstehen lässt, weil er kein Christenthum hat; kann er sich doch selbst nicht des Eindruckes erwehren, dass Shakespeare „nach Art des ethnisierenden Denkens der Renaissance sich von der Natur selbst eine eher heidnische als christliche Vorstellung gebildet". Auf seine Bemerkung aber, dass eine poetische Gerechtigkeit als künstlerische Symbolisierung der göttlichen Leitung der Menschengeschicke nach ewig heiligen, wenn auch oft unergründlichen Zwecken so wenig mit Shakespeares Dichtersystem im Widerspruche steht, dass vielmehr ebendiese Symbolisierung sein Dichtersystem ausmacht, haben wir zu erwidern, dass der Glaube an eine sittliche Weltordnung durchaus nicht den christlich-gläubigen Standpunkt involviert. Wir halten es mit Vincenz Knauer, welcher in seinem von Müllner citierten Werke „William Shakespeare, der Philosoph der sittlichen Weltordnung" sich dahin vernehmen lässt, dass wir nähere dogmatisch abgezirkelte Bestimmungen über die allenthalben sich offenbarende überweltliche und persönliche Macht eines heiligen und heiligenden, göttlichen Wesens bei Shakespeare vergebens suchen: „Nicht einmal die Zahl finden wir festgehalten; denn Shakespeares Menschen sprechen mit gleicher Ehrfurcht und Sicherheit je nach den Verhältnissen bald von Gott, bald von Göttern und nennen oft auch die vermittelnde Collectiveinheit Himmel."

Wie unser Ästhetiker bei Vischer durch das Aufbauen nach einem ausführlich entworfenen theoretischen Schema peinlich berührt ist, so stört ihn bei Sacher-Masoch die Etikettierung der meisten Novellen durch Thesen Schopenhauer'scher Speculation. Er wird überhaupt nicht müde, die an sich unkünstlerische Hineinmengung heterogener Reflexionselemente in eine poetische Conception zu verurtheilen. Ist denn aber im Grunde eine dem ethischen und ästhetischen Richtmaße Müllners, dem kirchlichen, positiven Christenthum angepasste Dichtung keine Programmdichtung? Die Thatsache, dass unser Verfasser sich zu einer der Lebens- und Weltanschauung Sacher-Masochs diametral entgegengesetzten Überzeugung bekennt, hindert ihn indes nicht daran, für den vielverlästerten Dichter auf das wärmste einzutreten. Indem er zwischen dem Denker und Dichter Sacher-Masoch unterscheidet, errichtet er dem letzteren ein schönes und stolzes Denkmal: „Wer immer aber einen Sinn für die eigentliche Natur der Poesie als elementarer und plastisch anschaulicher Aussprache des innerlichst Charakteristischen der Dinge und Menschen hat, der wird trotz aller Meinungsdifferenzen mit dem Denker den Dichter Sacher-Masoch zu den genialsten der Gegenwart zählen. Er schaut Menschen und Dingen ins Herz, steigt in die Abgründe der Seele und schwingt sich in den Himmel ihrer Ideale auf, zeichnet einmal wie sein Judenraphael mit wenigen Strichen packende Typen oder malt ein anderesmal mit dem breiten, farbensatten Pinsel eines Tizian blühendes, leider manchmal auch üppiges Leben, zeigt uns Menschen, die erst auf vielverschlungenen Lebenspfaden sich selber finden, oder spricht mit epigrammatischer Schärfe ihr tiefstes Wesen aus, erhebt uns auf majestätische Bergeshöhen und erzählt die Geheimnisse leuchtender Fluten in sinnigen Märchen, nimmt Landschaftscontouren wahr, die noch kein Malerauge geschaut, und liest in der träumerischen Volksseele seiner geliebten Kleinrussen wie in dem munteren Herzen des vor seinen Fenstern schlagenden Finken." So bietet uns Müllner den erfreulichen, herzerhebenden Anblick eines trotz seines streng und aufrichtig gewahrten katholischen Standpunktes auf der hohen Zinne edlen Menschenthums über den Parteien stehenden Mannes.

Von der erstaunlichen Vielseitigkeit des Verfassers legen die den Literaturstudien sich anschließenden kunstkritischen Studien über Raffael, Tizian, Van Dyck, Rubens, Dürer, Paolo Veronese, Murillo und Cornelius Zeugnis ab. Den breitesten Raum unter ihnen nimmt der Essai über Raffaels vielumstrittene „Schule von Athen" ein, welche uns hier in einer neuen Beleuchtung erscheint und zum erstenmale eine erschöpfende Deutung erfährt, deren quellenmäßige Begründung er einer besonderen Schrift vorbehält. Er findet in dem berühmten Gemälde die sogenannten sieben freien Künste, Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie, dargestellt, welche sich in der Philosophie vollenden. „Selbstverständlich," sagt er, „konnte sich Raffael bei der Vorführung dieser vielfältigen wissenschaftlichen Thätigkeiten nicht von systematisierender Pedanterie, sondern zuvörderst nur von malerischen Rücksichten leiten lassen, und verknüpfte er darum der Symmetrie der

Gruppen wegen die Musik mit der Arithmetik, die Rhetorik mit der Dialektik. Und doch hat Raffael selbst weitgehenden Ansprüchen der Wissenschaft auf zutreffende Verbildlichung ihrer Bestrebungen nicht weniger genügegethan als den höchsten Anforderungen der eigenen Kunst ... Alles hat seinen selbständigen Wert und dient doch nur höheren Zwecken. Wohl ist es das künstlerische und wissenschaftliche Ideal der Renaissance, das Raffael vorschwebt, der christliche Grundgedanke aber und Raffaels Genie, das in der Zeiterscheinungen Flucht das Dauernde ihres Gehaltes festzuhalten gewusst, verleihen der ‚Schule von Athen' einen von manchen ihrer schwer verständlichen Details unabhängigen, unvergänglichen Wert. In der ungezwungensten Weise macht uns Raffael durch die Auswahl typisch gewordener Vertreter gewisser Zweige der Wissenschaft und geläufiger philosophischer Anschauungen, durch die Anweisung gewisser Plätze in der Architektur und die sprechendste Versinnlichung specifischer, dem wissenschaftlichen Denken zugrunde liegender psychischer Acte mit dem allgemeinen geistigen Inhalte seiner Composition, der historischen Entwicklung der philosophischen Systeme und mit der Abschätzung derselben durch die Renaissance zugleich bekannt. Bei nur einiger Kenntnis der Geschichte der griechischen Philosophie merkt der Beschauer alsbald, dass ihr historischer Fortgang auf dem Gemälde im ganzen von links nach rechts, von unten nach oben dargestellt wird, dass links zumeist Idealisten, rechts Realisten, unten mehr die Vorbereitungswissenschaften, oben Philosophie im eigentlichen Sinne zur Verbildlichung kommen." Da ich mich nicht in Einzelheiten verlieren kann, so füge ich nur noch kurz hinzu, dass Müllner die schwer verständlichen Details des Gemäldes mit Erfolg dem Verständnisse zu vermitteln sucht.

Seiner tiefsinnigen Erklärung danken wir auch das Verständnis von Tizians „Himmlischer und irdischer Liebe", deren eigentlicher Vorwurf bisher ein ungelöstes Räthsel gewesen ist, welche sich sogar in unserer Zeit die frivole Umdeutung einer Satire auf die Ehe gefallen lassen musste. Er thut unwiderleglich dar, dass das Thema ein entschieden christliches ist, und dass es sich nicht bloß um den Gegensatz, sondern auch um den Kampf der heiligen und der profanen Liebe und den Triumph der ersteren über die letztere handelt.

Hochinteressant ist die Bemerkung, dass der große spanische Pintor del cielo des 17. Jahrhunderts, Murillo, in seiner „Heiligen Elisabeth" den modernsten Realisten in der rücksichtslosesten Darstellung des Hässlichen an dem aussätzigen Knaben, dessen Kopf die Heilige berührt, und an den übrigen Kranken die crassesten Effecte vorwegnimmt, „die er aber durch contrastierende Behandlung in den Figuren der heiligen Elisabeth und ihrer Begleiterinnen, der Beleuchtung, Farbentöne und Reflexe in eine Höhe symbolischer Bedeutung zu erheben weiß, die den farbenchemischen Experimenten der Modernen unzugänglich geworden wie der Himmel des Glaubens, den sie verschmähen".

Harmonisch schließen die kunstkritischen Essais, welche ein feinfühliges künstlerisches Nachempfinden verrathen und von dem Feuer heiliger Begeisterung durchglüht sind, mit einer Parallele des „Jüngsten Gerichtes"

von Michel Angelo und Peter von Cornelius, in welcher dem gemüthstieferen, zarter besaiteten deutschen Meister die Palme gereicht wird.

Dr. Bernhard Münz.

Wien.

Das classische Heidenthum und die christliche Religion. Von Dr. Franz Hektor Ritter von Arneth. Karl Konegen, Wien 1895.

Wir haben hier ein zweibändiges Werk vor uns, welches vor allem Zeugnis ablegt einestheils für das ernsteste Streben des Verfassers, einen überaus wichtigen historischen Zeitabschnitt der Menschenentwicklung historisch — wir wollen damit sagen, in möglichst objectiver Weise — zu schildern, andererseits für die Begabung und den Fleiß, die hier aufgewandt wurden, um die gestellte Aufgabe in würdigster Art zu lösen.

Schon aus dem Titel geht hervor, wie schwierig diese Aufgabe ist; denn sie umfasst einerseits die Schilderung des classischen Heidenthums mit seinen überaus mannigfaltigen Gebräuchen sowie die aus diesen sich ergebenden Ursachen seines Niederganges, andererseits die Schilderung des Christenthums von seinem Beginne an bis zur Zeit, wo es in Europa zur Alleinherrschaft sich aufzuschwingen begann (Constantinische Zeit). Um was es sich da vorzüglich handeln muss, ist an und für sich klar: um eine Schilderung des Geistes, der das Heidenthum beseelte und belebte, und um die Schilderung des christlichen Geistes, der aus eigener Kraft ebensowie aus innerer Nothwendigkeit den aufgenommenen Kampf siegreich zuende führte und damit wieder eine Bahn eröffnete, auf der ein Fortschritt der Menschheit überhaupt möglich wurde; denn das Heidenthum hatte sich überlebt und damit zugleich den Beweis geliefert, dass ihm ungeachtet aller geistigen Arbeit auf den verschiedensten Gebieten der Entwicklung menschlichen Daseins doch jener gesunde Kern mangelte oder abhanden kam, aus dem allein ein gesunder Fortschritt, eine gesunde Fortbildung der menschlichen Geschichte zu erwarten sein kann. In dieser Beziehung, speciell also, was die Ursachen des Verfalles des Heidenthums anbelangt, lasen wir zwar schon manche philosophische Werke, welche diese Ursachen in ethischer Beziehung und auch in logischer Weise klar zur Erkenntnis brachten; z. B. war es Robert Hamerling, welcher in seinem bedeutenden Werke „Die Atomistik des Willens" diese Gründe darlegte; in historischer Beleuchtung und Darlegung lasen wir über dieselben aber bisher kein Werk, welches mit so großer Schärfe, verhältnismäßiger Kürze, doch aber mit überaus zahlreichen historischen Belegen die Aufgabe so zu lösen unternommen hätte wie das in Rede stehende Werk Arneths, welches von allen Freunden tieferer Bildung mit Genugthuung gelesen und aufgenommen werden wird.

Es ist selbstverständlich unthunlich, dass wir hier in eine genaue Schilderung des ganzen Werkes näher eingehen, und wir müssen uns darauf beschränken, nur einiges aus demselben hervorzuheben; ehe wir es aber thun, wollen wir noch auf die Wichtigkeit und auf die Zeitgemäßheit hinweisen, welche dem Erscheinen dieses Buches in unseren

Tagen in der That beigemessen werden muss. Unter den Gebildeten unserer Zeit wird es gewiss eine namhafte Zahl solcher geben, welche ungeachtet ihrer großen Belesenheit, ungeachtet ihres wirklichen Wissens doch den Unterschied zwischen dem heidnischen und christlichen Geist nicht recht oder nicht tief genug erfasst haben. Einige werden schwärmen für die griechische Zeit, für den insbesondere auf den reichen Gebieten der darstellenden Künste idealen Zielen zugeneigten hellenischen Geist, andere werden Roms Weltherrschaft, die großen politischen Tugenden der Römer bewundern, wieder andere die wissenschaftliche Forschung, ihre Ziele und Erfolge in unseren Tagen zum Gegenstande ihrer Neigung und besonderen Verehrung machen, und solche werden sich vielleicht gegen unsere Anschauung (die wir mit Arneth theilen) wenden, wenn wir sagten, dass mit dem Siege des Christenthums die durch die Folgen der heidnischen Cultur verlegte Bahn des Fortschrittes der Menschheit wieder frei, ein Fortschritt überhaupt wieder möglich gemacht wurde.

Eben in dieser Beziehung finden wir das Erscheinen eines Buches für höchst zeitgemäß, welches den Unterschied zwischen alter und neuer Cultur historisch beleuchtet und zwar mit jener Objectivität, welche geeignet ist, dem Leser selbst die richtigen Standpunkte anzuweisen, von denen aus ein richtiges Urtheil geschöpft werden kann. In diesem Sinne finden wir das Buch wirklich vortrefflich, und dass eine im engeren Rahmen gefasste Klarlegung der bezüglichen historischen Thatsachen in unseren Tagen zweckmäßig ist, brauchen wir angesichts der vielseitig verschlungenen und auch verworrenen Anschauungen, wie sie gegenwärtig die Geister beherrschen, nicht besonders zu erklären.

Arneth weist, indem er den damaligen Wert des Christenthums bespricht und auf den Geist der Liebe hindeutet, den die Christuslehre wirklich in sich schließt, auf die wahre Quelle hin, aus der die Menschheit überhaupt zu schöpfen hat, wenn sie in ihrem Sein und in ihrer Geschichte fortschreiten will. Ebenda ist auch der Punkt, den so manche nicht entdecken oder leichtfertig übergehen, indem sie angesichts der mancherlei Auswüchse, die das heutige Christenthum leider in der That aufweist, auf den Geist vergessen, der die ursprüngliche Lehre beseelt, auf die Wahrheit dieses Geistes, die ihm ungeachtet aller Mängel, wie sie heute zutage treten, die innere und zwar sieghafte Kraft verleiht, die noch heute, nach beinahe 2000 Jahren wirkt und lebendig ist. Eine Kraft, die in der That entwicklungsfähig ist oder wäre, wenn sie richtig angewandt würde. Wir müssen uns aus mancherlei Gründen versagen, auf diesen Punkt näher einzugehen, äußern aber lebhaft den heißen Wunsch, dass der Weg, der mit der Besiegung des Heidenthums wieder frei gemacht wurde, auch verfolgt und ausgenützt werde.

Gehen wir auf den Inhalt des Buches näher ein, so müssen wir als besonders interessant und gelungen vor allem die Capitel 10 und 11 erwähnen, in welchem ersteren die römischen Zustände unter der Regierung des Augustus, welche Zeit der Verfasser als jene des tiefsten politischen Elendes, der Theokrasie und des Verfalles der Sittlichkeit bezeichnet, geschildert werden, während uns das zweite die Christuslehre in ihren

einfachsten und edelsten Zügen vorführt und sie anderen Religionen gegenüberstellt. Arneth schildert vortrefflich das Übergreifen des Personencultus in Rom, die Zeit der Apotheosen ꝛc. und leitet ganz richtig im Verlaufe der Dinge aus diesen Umständen zum großen Theile die Ursachen des Verfalles der religiösen Einflüsse auf die Völker ab. Der Personencultus war von jeher für den wirklichen Fortschritt der Völker verderblich, und in dieser Beziehung sind die Culturgeschichten der Menschheit, respective der einzelnen Völker, besonders z. B. jene des griechischen Volkes, überaus lehrreich — wer versteht aber die Geschichte so ganz und voll, wie es nöthig wäre, wollte man aus diesem Verständnisse wirklichen Nutzen schöpfen?

Wir wollen hier unsererseits und vom rein philosophischen Standpunkte aus eine Bemerkung machen.

Das Selbstbewusstsein des Menschen sagt ihm — den hochcultivierten Vertreter der Menschheit meinen wir — dass erstens dieses Bewusstsein in gewisser Beziehung wirklich ein „göttliches" ist und zwar deshalb, weil der nach dem „Ebenbilde Gottes" geschaffene oder gewordene Mensch in der That den göttlichen Funken des Seins in sich birgt, und zweitens, dass er, der Mensch, eben infolge dessen auch der wirkliche Repräsentant des göttlichen Weltprincipes selbst ist. Dieses Bewusstsein im Vereine mit jenem von dem Besitze einer großen politischen Macht verleitete von jeher die herrschenden Spitzen der Völker (welche sie auch immer seien), sich der Gottheit gleichzusetzen, und daher stammen auch die mitunter krampfhaften Bemühungen der herrschenden Persönlichkeiten oder Geschlechter, sich als Abkömmlinge oder Nachkommen der „Götter" aufzuspielen; im eigenen Interesse, insofern ihnen daran gelegen sein musste, das eigene Ansehen im Volke möglichst zu steigern, zu heben und zu erhalten, was mitunter umso schwieriger war, als die betreffenden höchst menschlichen Persönlichkeiten nichts weniger als göttergleich waren. So war es in Griechenland, so war es später in Rom oder im römischen Staate. Leider aber kann ein Mensch nie zugleich „Gott" sein, „Gott", mit welchem Begriffe man von jeher auch jenen der absoluten Vollkommenheit unmittelbar verknüpft hat. Vom philosophischen Standpunkte aus, insbesondere von jenem, den wir selbst einnehmen, erklärt sich diese Thatsache höchst einfach. Die wirkliche Gottheit (die es gibt) ist eine rein geistige Einheit und kann nur als solche vollkommen sein. Alles Gewordene ist, und muss sein, auch physischer Natur, und diese ist — wir wollen hier den Ausdruck als Metapher anwenden — menschlich oder unvollkommen. Warum es so ist? Nur die höchste philosophische Logik erkennt diese Nothwendigkeit, die wir hier gewissermaßen als wirkliche logische Nothwendigkeit oder Folge des ewigen Seins des Seienden als Wahrheit hinstellen müssen, die wir aber hier (wo wir ein sehr wertvolles historisches Werk und sonst nichts besprechen wollen) nicht näher beweisen können. Aus diesem Umstande aber, aus dem gewissermaßen inneren Widerspruche zwischen rein göttlichem und rein menschlichem Wesen erklären sich die Vorkommnisse der alten (vielleicht auch der neueren) Zeit, und eben in dieser Beziehung ist die

Aufstellung der Liebe zum einheitlichen Weltprincip und der aus ihm gewordenen Geschöpfe untereinander von so übergroßer Bedeutung. Diese That aber vollzog der christliche Geist, der im ursprünglichen Christenthume weht, und in dieser Liebe liegt auch die Gewalt, die diesem Geiste innewohnt.

Gott ist nur erkennbar „im Geiste und in der Wahrheit" — wer versteht aber diesen evangelischen Spruch richtig und ganz? Diejenigen, welche auf einer Stufe der Erkenntnis stehen, die es ihnen erlaubt, sich eins zu fühlen und zu wissen mit dem ewigen wirklichen Geiste der Welt und der Welten, und welchen es gelungen ist — eben deshalb — den scheinbaren Widerspruch zwischen Einheit und Vielheit auszulösen und aufzulösen in der Liebe zum Schöpfer, der jene Eins, jene Vollkommenheit, nach der sich schon die alten Völker so sehr sehnten (wie auch Arneth ausführt), wirklich ist, nie aber menschlich-persönlich sein kann.

Kehren wir nach diesen Bemerkungen zum Werke Arneths zurück. Arneth führt des weiteren aus, wie wichtig unter den gegebenen Umständen die Person Christi gewesen ist als längst erwartete und ersehnte Personification des monistischen Gottes, von dem die Erkenntnis immer mehr sich Bahn brach, bis sie in der Person Christi gewissermaßen Fleisch und Blut gewann.

Der Verfasser selbst sagt in der Vorrede: „Drei Vorkommnisse wurden besonders eingehend erörtert, und es wurde versucht, sie verständlich zu machen, weil sie unserer heutigen Auffassung so ferne liegen: es sind die Orakel, die Sibyllen und die Apotheosen." Und dies ist in der That richtig. Schon die ersten Capitel des schönen Werkes bringen sehr gelungene Darstellungen über die Religionen im allgemeinen, über Hellas in ältester Zeit (Sagenzeit), und von da an führt uns der Verfasser die Geschichte der geistigen Entwicklung der damaligen Culturvölker in einer Reihe anziehendster Schilderungen über Griechenland, Rom, Israel vor, worauf einzugehen schon deshalb nicht thunlich ist, weil wir, wollten wir auch nur das Interessanteste berühren, doch zu weitläufig werden müsten. Wir können bloß aufmerksam machen auf dieses bedeutende Werk eines einheimischen Autors und dem Leser dieser Zeilen die Versicherung geben, dass ihm die Lectüre des Werkes gewiss ebenso viel Vergnügen machen wird wie uns und zwar ungeachtet dessen, dass ihm vielleicht manches aus Detailwerken schon bekannt sein wird.

Das Werk schließt mit dem 22. Capitel „Einige vorchristliche Cultusstätten, deren Ausschmückung, Geräthschaften; ihre Schicksale", und dieses eigentlich außer dem Rahmen des Werkes liegende Capitel bringt ebenfalls hochinteressante Details über jene alten Cultusstätten, welche in dem Leben der antiken Völkerschaften eine so bedeutende Rolle spielten, und die wir auch in den meisten historischen wie poetischen Erzeugnissen der alten Zeit erwähnt finden.

Dem Werke ist schließlich ein Register beigegeben, enthaltend alle im Buche vorkommenden wichtigen Personennamen, Städtenamen &c., wodurch dasselbe sich auch zu einem sehr wertvollen Nachschlagebuch für

jene gestaltet, welche sich über einzelne wichtige Vorkommnisse aus der antiken Zeit gelegentlich unterrichten wollen. Wir wünschen dem schönen Werke im In- und Auslande jenen Erfolg, den es in der That verdient.

A. G.

Über den Ursprung des Sittlichen und die Formen seiner Erscheinung. Von Theodor Stieglitz. Friedrich Beck, Wien 1894.

Das vorstehend bezeichnete Werk ist jedenfalls die Arbeit eines selbstdenkenden Geistes und verdient daher volle Beachtung. Der Autor stellte sich die Aufgabe, den Ursprung des Sittlichen darzulegen, und diese Aufgabe erscheint in dem Werke in anerkennenswerter Weise insoferne gelöst, als nachgewiesen ist, dass die Quelle der Sittlichkeit in den aus dem verwandtschaftlichen Gefühle hervorgehenden Äußerungen des Willens zu sein zu suchen und zu finden ist. Der Verfasser sagt (Seite 67): „Das verwandtschaftliche Gefühl, die Quelle des Sittlichen, hat demnach seinen letzten Grund in dem Willen zu sein des Primären, der durch jenes Gefühl seine Verwirklichung findet; daher reichen die Wurzeln des Sittlichen bis auf den Ursprung aller Erscheinungen zurück." Was ist nun aber das Primäre? Der Verfasser sagt, es ist der Wille zum Dasein, der sich ursprünglich als Gefühl äußert. Bezüglich der weiteren Erklärung lesen wir nun in dem Capitel „Empfindung und Bewegung", dass alle Erscheinungen Producte und Träger physikalischer und chemischer Kräfte sind, welche, da sie einander auslösen, ineinander übergehen und sich auf Anziehung und Abstoßung und auf die daraus hervorgehende Bewegung zurückführen lassen, miteinander verwandt sind. Diese Kräfte genügen aber nicht zur ausreichenden Erklärung; wir finden übrigens, besonders auf den weiteren Entwicklungsstufen der Erscheinungen, auch noch eine andere Kraft, welche man die empfindende oder sensitive Kraft nennen kann. Zwischen diesen beiden Kräften, der Empfindung und der Bewegung, herrscht fortdauernde Polarität, so dass mit der Zunahme oder der Abnahme der einen oder der anderen auch beide ab- oder zunehmen. Seite 16 heißt es: „Empfindung und Bewegung, deren höchster Äußerung als Gefühl und Wille wir uns durch innere Wahrnehmung bewusst werden, haben wir demnach als die polaren Äußerungen einer einheitlichen, alle Erscheinung durchdringenden Kraft erkannt. Da nun Kraft und Stoff nicht eines und dasselbe ist, sondern voneinander unterscheidbar, jedoch, insofern das eine nicht ohne das andere auftritt, voneinander nicht trennbar, so schließen wir auf ähnliche Weise, dass, so wie Empfindung und Bewegung polare Äußerungen einer und derselben einheitlichen Kraft sind, ebenso auch diese einheitliche Kraft und die Materie in einem für uns nicht Wahrnehmbaren und nicht Erfassbaren, einem Transscendenten, was weder Kraft noch Stoff ist, aber die Potentialität beider in sich enthält, ihren Ursprung haben."

Der Verfasser spricht dann über die Causalität, über Raum und Zeit, über die Bethätigung des Willens zum Dasein, über Wille und Intellect 2c., der ihm aber, ähnlich wie Schopenhauer ihn erfasste,

nur eine Function des Gehirns ist, mit dessen Entwicklung auch eine Steigerung des Empfindens und Wollens gegeben wird.

Der Autor gieng in seinen Untersuchungen überhaupt hauptsächlich von den Anschauungen und Lehren Arthur Schopenhauers aus, den er sehr verehrt. Wir meinen nun, dass er sich etwas zu wenig den Einflüssen dieses Philosophen entzogen hat, besonders bezüglich der Ansichten über den Intellect. Mindestens scheinen uns seine Darlegungen über das Verhältnis der nothwendigen Grundeigenschaften eines Primären untereinander zu wenig präcisiert zu sein, obschon seine Auseinandersetzungen bezüglich des Ganges der Entwicklung in gewisser Beziehung thatsächlich richtig sind. Denn der Wille zu sein reicht als einzige Grundeigenschaft nicht aus zur Erklärung des Seins, wie wir es in der Erfahrung gegeben haben. Und auch die Polarität der Kräfte, der physischen und der sensitiven, bedarf, soll man sie verstehen, eines Nachweises. Die Gegenwirkungen von Vorstellungen und Willensäußerungen sind — wie sie der Verfasser schildert — vorhanden, und wahr ist es eigentlich auch, dass der Intellect, sofern man unter ihm das Gehirn und seine Functionen versteht, etwas Secundäres, nämlich erst Gewordenes ist. Wir können übrigens hier nicht Capitel nach Capitel, Anschauung nach Anschauung einer Besprechung unterziehen, wollen aber im allgemeinen bemerken, dass der Wille zu sein immer nur als Attribut des Primären aufgefasst werden soll, dem logisch nothwendig ein zweites Attribut zur Seite stehen muss, wenn das Primäre oder Transscendente, Einheitliche aus sich heraus Welten, d. h. Entwicklungsreihen von daseienden Erscheinungen soll bilden können. In dieser Beziehung lassen die Darlegungen einiges zu wünschen übrig und besonders, wie es uns erscheint, bezüglich der Wichtigkeit und genauen Präcisierung des inneren Wesens der Vorstellung, ohne welche der Wille zu sein nie real werden könnte. In einem Capitel „Wille und Intellect" spricht der Verfasser zwar viel über das Verhältnis dieser beiden Erscheinungen zueinander, auch sehr richtige Bemerkungen lesen wir da: aber dass der Intellect aus einer Eigenschaft des Primären hervorgeht, die ebensowie der Wille zu sein zugleich Attribut desselben sein muss, wenn aus diesem Primären ein Intellect (im Sinne Schopenhauers und im Sinne von Stieglitz) entstehen soll — das lesen wir nicht, obschon ebenda der Ort wäre, die Erklärung zu geben. Es heißt zwar da: „Wäre kein Intellect vorhanden, so existierte allerdings die Welt als zeitlich-räumliche Vorstellung nicht und auch nicht der Begriff des Seins, überhaupt nichts, was nur Product des Intellects ist, wohl aber dasjenige, was den Intellect selbst hervorgebracht hat, und woraus und wodurch er hervorgegangen ist: das Primäre und seine Äußerung, die Causalität." Wie fasst nun der Autor das Wesen der Causalität? Wir müssen wieder den Autor selbst sprechen lassen; es heißt Seite 21: „Die gegenseitige Abhängigkeit der realen Dinge und der Vorstellungen voneinander und die diesem Verhältnisse entsprechende gegenseitige Anziehung und Abstoßung, Verbindung und Trennung führen wir auf ihre Verwandtschaft zurück; da sich aber mittelst dieser Äußerungen der intellectuale Process nicht minder als der des Entstehens und

Vergehens der realen Dinge, die natürliche Entwicklung und durch diese der Wille zum Dasein vollzieht, so erkennen wir in der Causalität die Form, in welcher sich der Wille zum Dasein äußert, die Actualität dieses Willens." — „Sie tritt auf als Individualisierungstrieb des Identischen (in der Form der Abstoßung, Differenzierung, Trennung, Knospung, Zeugung) und als Vereinigungstrieb des Verwandten (als Anziehung, Vergesellschaftung, Verbindung, Geschlechtstrieb). Indem das Transscendente diesen seinen Willen durch die in ihm ruhende Potentialität von Stoff, Raum und Zeit verwirklichte, entstand die transscendentale Einheit, welche sich infolge der Actualität des Willens zum Dasein in eine unendliche individuale Vielheit auflöste. Zwischen den schon der Erscheinung angehörigen Materien dieser Vielheit herrscht zwar das Verhältnis der transscendentalen Identität, aber zugleich auch das der räumlich-zeitlichen Verwandtschaft; aus der Verbindung der verwandtschaftlichen Materien geht die Erscheinungswelt hervor. In jeder Erscheinung jedoch äußert sich das causale Wirken der primären Kraft in der Trennung und Vervielfältigung des Identischen und in der Verbindung des Verwandten."

Der Verfasser nennt die Causalität die Form, in welcher sich der Wille zum Dasein äußert, die Actualität des Willens. Es ist dies wieder richtig; aber wie kommt der Wille zum Dasein zu dieser „Form"? Wie geschieht die Auflösung in die Vielheit, und wo ist ursprünglich die transscendentale Einheit, die sich in Raum, Zeit und Stoff verwirklichte? Zur Formbildung einer Causalität gehört eben eine primäre Fähigkeit, welche nicht nur Wille ist, und um zu einer „intellectualen" Causalität zu gelangen (von der der Autor später auch spricht), muss etwas primär vorhanden sein, was intelligent ist, d. h. was Vorstellungen zu bilden vermag, die der Wille erfassen und realisieren kann.

In diesen Erklärungen des Autors liegt viel Wahres, aber die richtige, streng präcise Demonstration mangelt doch wieder; eine solche wäre in der genauen Erklärung gelegen gewesen, dass ein Primäres, wenn es überhaupt real sein soll, die zwei Attribute Wille zum Sein und ein transscendentales Vorstellungsvermögen besitzen muss, weil nur in der Beziehung des Willens auf die Vorstellung von sich die Möglichkeit des Empfindens (und daher auch das Gefühl) gegeben erscheint; diese Vorstellung von sich, respective die Fähigkeit hierzu ist aber ein nothwendiges Attribut des Primären, und die Nothwendigkeit der Wechselwirkung der Attribute in einem Subjectpunkte muss genannt werden das Princip der Persönlichkeit.[1])

Auf dieser richtigen Einsicht, verbunden mit der Erkenntnis, dass das Primäre eine einheitliche Kraft ist, beruht der einzig mögliche Gottesbeweis: die Logik der Attribute, ihr logisch nothwendiges Aufeinander-

---

[1]) Ohne die Wechselwirkung, ohne dieses subjective Wirken des Primären gäbe es weder ein wirkliches Wollen noch ein „Gefühl". Diese nothwendige subjective Wirkungsweise des Primären, die immer und überall, sogar im kleinsten Atom und Molecül vorhanden sein muss, kann wirklich als ein Seinsprincip betrachtet werden. Die Vorstellung von sich muss da sein, mag sie auch noch so dunkel sein im Beginne des Werdeprocesses.

wirken und die thatsächliche Einheit des Primären sind die thatsächlichen Grundlagen zu dem einzig richtigen Gottesbegriff.

Denken wir uns das Primäre wirklich als primär, entkleidet von allen doch nur aus ihm entstandenen Formen der Causalität (oder irgendeiner Causalität), so müssen wir ihm einerseits die absolute Potentialität, andererseits aber auch das absolute Bewusstsein (oder das transscendente Vorstellungsvermögen zur Vorstellung des Willens von sich selbst) beimessen. Das transscendentale „Ich", von dem auch der Verfasser in einem eigenen Capitel: „Das transscendentale und das empirische Ich" spricht, ist und muss sein (was wir durch eine strenge transscendentale Logik genau zu erkennen vermögen) das persönlich wirken könnende und ebenso wirken müssende Gottesprincip, das Allwesen, welches alle Fähigkeiten in sich vereinigt, um sein und zwar auch als Vielheit oder in der Vielheit sein zu können.

Das Seiende ist Liebe zum Sein, und da die Selbstliebe, so logisch sie an sich auch ist, doch keine wirkliche Bethätigung der Liebe wäre, weil sein Sein leer und einsam bliebe, so entäußert sich das Ewig-Eine durch die Schöpfung einer Vielheit, in der diese Bethätigung immer möglich ist. Auf den höchsten Stufen der Entwicklung kommt das Verhältnis zwischen Einheit und Vielheit im einzelnen Individuum zum vollen Bewusstsein, und eben in der Empfindung, in der auch bewussten Empfindung von der Einheit mit dem Ewig-Einen liegt die höchste Befriedigung, die im Weltprocess für ein Individuum möglich ist. In diesem Bewusstsein löst sich auch das Wirken der intellectualen Causalität (wie der Verfasser jenes zweite Attribut des Primären, nämlich das Vorstellungs- und Formbildungsvermögen im Vereine mit dem Willen nennt) aus; Wille und Intelligenz, wie wir dieses zweite Attribut nennen möchten, erkennen sich voll und ganz als innere Einheit des Realen. Das, was aber Schopenhauer sowohl, als auch Stieglitz Vernunft nennen, nämlich das Vermögen, begrifflich zu denken durch die Bildung von Begriffen, möchten wir eben als jenes ebenfalls primäre Vermögen des Primären betrachtet wissen, welches transscendent Vorstellungs- und Bildungsvermögen ist und erst im Weltprocess durch Abzweigung zum Anschauungs- und Verstandesvermögen wird. Im Primären aber sind beide Attribute jene ewige Einheit, deren richtigste Bezeichnung wir in dem Worte „intelligenter Wille" finden.

Vortrefflich aber fanden wir eine Stelle im Werke auf Seite 46 im Capitel „Über die Bethätigung des Willens zum Dasein". Es heißt da: „Wie in der Zelle die Potentialität der einzelnen Erscheinung, so ruht in dem Transscendenten die Potentialität der Welt und aller Erscheinungen, und wie durch jene das Primäre, sich auf einer bestimmten Stufe als sensitiv-motorische Kraft äußernd, die Erscheinung hervorruft, so gelangt durch diese das Transscendente immer mehr zur Verwirklichung des Sein, zu einer immer höheren Erscheinung seiner selbst. Die Welt ist nicht seine höchste Erscheinung, ebensowenig als Wurzel, Stamm und Blätter schon die höchste Entwicklung der Pflanze sind, sie gehen jedoch derselben nothwendig voraus, in ihnen liegt die Potentialität zur Blüte

und Frucht, und wie die Entstehung derselben undenkbar ist, ohne dass eine organische Entwicklung vorangegangen wäre, so wird auch das letzte Ziel der Äußerung des Transscendenten ein solches sein, dass demselben nothwendig eine räumlich-zeitliche Entwicklung, eine Erscheinungswelt vorausgegangen sein muss."

Diese Anschauung ist logisch richtig. Die Welt der Vielheit kann nur eine logische Folge einer logischen Einheit sein, und irgendwo und irgendwie muss auch diese zwischen beiden vorhandene logische Wesenheit zum bewussten Ausdruck gelangen. Diese Einsicht kann unser Intellect aber fassen, und schon deshalb müssen wir auch zugeben und erkennen, dass er in gewisser Art doch über die Function eines zeitlich-räumlichen Organes, welches nur die Vorgänge der Erscheinungen zu beurtheilen vermag, hinausreicht und, wenn er dies im Individuum kann, zum Troste des individuellen Willens wird, indem er diesen erkennen lässt, dass er eins ist mit dem Ewig-Einen.

Das in Rede stehende Werk enthält außer dem Vorworte und der Einleitung zwei Abtheilungen: „Über den Ursprung des Sittlichen" und „Erscheinungsformen des Sittlichen". Bezüglich der ersten Abtheilung haben wir im Vorstehenden gesprochen; in der zweiten Abtheilung finden wir eine klare und leicht verständliche Darlegung der stufenweisen Entwicklung des sittlichen Handelns, angefangen von dem unbewusst sittlichen Handeln der Thierwelt bis zur bewussten und zur allgemein menschlichen (humanen) Sittlichkeit, und diese Erklärungen verdienen aufrichtige Anerkennung, weil sie dem Leser diesen Entwicklungsgang in kurzer und fasslicher Weise vorführen. Das ganze Werkchen ist lesenswert und reiht sich würdig an an jene ziemlich große Zahl ähnlicher philosophischer Schriften, welche in den letzten Jahrzehnten in die Öffentlichkeit traten und den nothwendigen Kampf gegen den Materialismus aufnahmen, der mit seiner Lehre von einer rein mechanischen, auf blindwaltenden Naturkräften beruhenden Weltentwicklung den gesunden Geist der Menschheit zu vergiften drohte. Das Werk des Autors kann als ein wertvoller Beitrag zu jenen ernsteren Bestrebungen unseres Zeitalters betrachtet werden, welche zum Ziele haben, die Menschheit einer vernünftigen und wirklichen Fortschritt verheißenden Aufklärung entgegenzuführen.

A. G.

Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Wert-Theorie. Von Alexius Meinong. Leuschner & Lubensky, Graz 1894. X und 232 S. gr. 8°.

Das Buch eines Mannes, der uns ein so ausgezeichnetes Werk wie die Hume-Studien geschenkt, kann nur mit besonderen Erwartungen zur Hand genommen werden. Und diese werden in der That erfüllt. Meinongs Werttheorie ist trotz ihrer Unfertigkeit eine Fundgrube fruchtbarer Gedanken, die, ob sie nun Zustimmung oder Ablehnung erfahren, bei keiner zukünftigen Bearbeitung der Ethik umgangen werden können.

Der Verfasser sieht im Wertbegriffe, welcher abweichend von der nationalökonomischen Fassung im weitesten psychologischen Sinne aus-

gestaltet ist, den Ausgangspunkt jeder ethischen Forschung. Nach seiner Ansicht ist „das Gefühl der Werthaltung psychologisch dadurch gekennzeichnet, dass es allemal auf ein bejahendes oder verneinendes Existenzurtheil als auf seine psychische Ursache zurückweist" (23). Wertgefühle sind sohin Urtheilsgefühle (nicht Vorstellungsgefühle), d. h. es ist ihnen ein Urtheil als Voraussetzung wesentlich. In den Anlass gebenden Urtheilen selbst lassen sich neben dem Haupturtheile, welches unmittelbar dem Gefühle vorangeht, auch Nebenurtheile unterscheiden, deren Einfluss auf die Größe und Qualität der Werthaltung bisher nicht hinreichend gewürdigt worden ist. Die Richtigkeit der Nebenurtheile charakterisiert nämlich den objectiven Wert gegenüber dem subjectiven. — Der moralische Wert selbst ist nur ein Specialfall des allgemeinen Werts. Seine vier Grundclassen sind „verdienstlich"—„correct" (als die beiden Steigerungsformen des Guten) und „zulässig"—„verwerflich" (als die Formen des Bösen), welche Classen durch das Unterlassungsgesetz verbunden sind. Selbstverständlich stellt sowohl die Wertscala des Guten wie die des Bösen ein Continuum vor, so dass keine scharfe Scheidung der Classen durchführbar erscheint. Das moralische Wertobject sind die Wollungsziele, genauer die hinter denselben liegende „relativ dauernde Beschaffenheit" (Gesinnung) des wollenden Subjectes als eine Fähigkeit oder Disposition desselben, dem Wohl und Wehe des anderen gegenüber Stellung zu nehmen (142). Die Wollungsziele stehen in unmittelbarer Relation zu den Begehrungen. Letztere theilen sich in 1. selbstisch-inaltruistische (also egoistische), 2. selbstisch-altruistische (z. B. Liebe zur Familie), 3. unselbstisch-inaltruistische (neutrale) und 4. unselbstisch-altruistische (allgemeine Menschenliebe) Begehrungen. Die altruistischen Begehrungen im weiteren Sinne zerfallen wieder in positive (auf das Wohl des Nächsten abzielende) und negative (das Leid des Nächsten anstrebende) Altruismen, von denen die ersteren bei oberflächlicher Betrachtung mit dem Werte „gut", die letzteren mit dem Werte „böse" identisch zu sein scheinen, während die Egoismen der Indifferenz entsprechen. Allein gerade die Erkenntnis, dass diese Gleichungen nicht schlechthin zutreffen, ist die Quelle einer neuen, richtigeren Theorie der Ethik. Die Werthaltung hängt nämlich nicht allein vom Ziele der Wollung ab, sondern auch von Begleitwertthatsachen, welche mächtig genug sind, sowohl die Stärke als auch unter Umständen selbst das Vorzeichen — die Qualität — der Werthaltung zu verändern.

Die Erfahrung lehrt, dass, während der Nutzen für das handelnde Ego die Bewertung einer altruistischen Wollung unverändert lässt, der Nutzen für den „Alter" den Wert derselben schwach steigert, der Schaden für den Alter dagegen den Wert ausgiebig herabsetzt, welches Gesetz auch auf die Bewertung der Nicht-Wollung sinngemäße Anwendung findet. Unter Rücksicht auf alle die Werthaltung beeinflussenden Umstände ergeben sich schließlich als Hauptwertformeln der Moral:

$$W\,(\gamma\,u) = \frac{g^2 + 1}{\gamma},$$ für die Gruppe der guten Wollungen und

$$W\,(g\,v) = -\frac{\gamma}{g^2 + 1},$$ für die bösen Wollungen.

Wir müssen es uns hier versagen, die kühnen Gedankengänge, welche den Verfasser nach und nach zu diesen Hauptformeln führen, auch nur andeutungsweise wiederzugeben, und liefern nur eine kurze Erläuterung der mathematischen Symbole. W (γ u) bedeutet den Wert einer guten Wollung, die auf ein fremdes Gut (γ) gerichtet ist, das nur durch Übernahme eigenen Übels (u) realisiert werden kann; g^2 ist der vorgestellte (Project-) Wert des eigenen, zu opfernden Gutes, 1 der kleinste constante Summand (damit bei den Grenzwerten der Wert W nicht 0 oder ∞ werde); endlich W (g v) stellt den Wert einer bösen Wollung dar, die ein eigenes Gut (g) ohne Rücksicht auf fremdes Übel (v) anstrebt. (Das Minuszeichen drückt „Unwert" aus.) Diese Formeln symbolisieren in kürzester Form die Thatsache, dass die Werthaltung (die Verdienstschätzung) im directen Verhältnis zum eigenen geopferten Gute des Wollenden und im indirecten zur Größe des vorgestellten fremden Vortheiles steht, ferner dass die Missbilligung der bösen Handlung mit der Größe des verhinderten fremden Wohles steigt und mit jener des Eigengutes fällt. Zu diesen Bestimmungsgründen der Werthaltung kommt aber noch ein weiteres Moment, das der Forderung nach Gerechtigkeit hinzu, aus dem ein Vorzug des unpersönlichen Altruismus gegenüber dem parteiischen (z. B. Freunden gegenüber) resultiert. Wenn wir alle überhaupt wirkenden Einflüsse durch einen möglichst gekürzten Ausdruck zusammenfassen, so erhalten wir als Object der moralischen Werthaltungen „den durch die betreffende Wollung bethätigten unpersönlichen Antheil am Wohl und Wehe der Mitmenschen", eine Auffassung, die, wie der Verfasser hervorhebt, mit der christlichen Ethik und allen nicht rationalistischen Moralsystemen grundsätzlich im Einklange steht. Als moralisches Wertsubject ist aber die Gesammtheit der Unbetheiligten oder genauer die umgebende Gesammtheit, zu welcher unseres Erachtens auch Ego und Alter zählen, anzusehen.

Die näheren Ausführungen der Grundgedanken Meinongs reizen zu mannigfachem Widerspruch. Namentlich ermangeln nach unserem Empfinden die Abschnitte, in welchen er die Beziehungen zwischen moralischem Wert und Urtheil untersucht, der überzeugenden Kraft. Auch seine Wertdefinition, „ein Gegenstand hat Wert, sofern er die Fähigkeit hat, für den ausreichend Orientierten, falls dieser normal veranlagt ist, die thatsächliche Grundlage für ein Wertgefühl abzugeben" (25), dürfte schon vermöge ihrer unbestimmten Fassung nicht allgemein befriedigen. Immerhin müssen auch die Gegner seiner Grundansichten (zu denen wir keineswegs gehören) Meinongs Werk als eine überaus wichtige Leistung auf dem Gebiete der theoretischen Ethik freudig begrüßen.

Wien. Dr. Jos. Clem. Kreibig.

Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Dichtungen von Karl Coronini.

Görz.

Rauchwölkchen.

Rauchwölkchen aus meiner Cigarre,
Sie wirbeln verworren empor,
Verschwistert mit losen Gedanken,
Wo mancher den Faden verlor.

Doch wie sich der Dunst condensieret
Zum perlenden Tropfenfall,
Kehrt auch der Gedanke geordnet
Zurück aus dem ewigen All.

Und ruhiger schlagen die Pulse
Im siedenden, wallenden Hirn,
Und glatt wird die Woge, ein Spiegel,
Und glatt wird die faltige Stirn.

Selbstgespräch.

Ich sprech' mit mir selber, mit Euch sprech' ich nicht,
Drum lasset mich ruhig gewähren!
Doch wenn Euch die Neugierde fieberhaft sticht,
Ihr könnt, wenn Ihr wollet, mich hören.

Ich liebe den Landmann in seinem Schmutz,
Den fleißige Arbeit veredelt,
Ich lieb' seine Hausfrau im Sonntagsputz,
Vom Morgenlüftchen umwedelt.

Ich lieb' ihre Kinder, die Blüt' auf der Flur,
Die die Händchen mir strecken entgegen,
Die oft ihres Ungestüms leidige Spur
Nicht bergen auf Wegen und Stegen.

Den fleißigen Schneider, den Schuhmacher auch
Und jegliches ehrlich Gewerbe
Und jegliche Sitte und jeglichen Brauch,
Wenngleich er urwüchsig und derbe.

Ich lieb', wenn das Mädchen den Jungen liebt,
Es ist ein natürlich Gebaren,
Ich lieb', wenn die Windsbraut die Wolken zerstiebt,
Den Himmel entblößend, den klaren.

Nur einen vermeid' ich, der geistig hohl
Und hohl auch im herzlosen Busen,
Der blöde sich abkehrt vom hohen Apoll
Und von den neunfältigen Musen!

Im Gebirge.

Wo perlenreich des Wasserfalles Gischt
Des Ufermooses glänzend Grün erfrischt,
Dort, holdes Kind, dort möcht' ich mit Dir weilen,
Der Welt entrückt und ihrer Bitterkeit,
Um nur des Herzens süße Seligkeit
Mit Dir zu fühlen und mit Dir zu theilen!

Dort, wo am Berg das weiße Kirchlein steht,
Vom würz'gen Duft des Fichtenhains umweht,
Und wo die Enzianblüten traulich blauen,
Und wo die Gemse über Klippen setzt,
Der stolze Adler seine Jungen ätzt,
Möcht' ich für Dich und mich ein Hüttchen bauen!

Dort, wo das Erz im glüh'nden Ofen kocht,
Und wo der Hammer unaufhaltsam pocht
Und lust'ge Wellen in das Thal enteilen,
Wo froh die Stimmung, krafterfüllt der Arm,
Der Wille stark, das Herz getreu und warm,
Dort, holdes Kind, dort möcht' ich mit Dir weilen!

Das Genießen.

Dir mein Sinnen zugekehret,
Der so spärlich im Genuss,
Dacht' ich: Wer aus Wahl entbehret,
Strauchelt, obgleich g'rad sein Fuß.

Wenn Dein Aug' erblickt das Schöne,
Soll es darob schnell sich schließen?
So Dein Ohr, wenn es der Töne
Wellenreigen rasch umfließen?

Oder so der Nase Pforte,
Wenn sie Düfte süß umschmeicheln
Und in zahlloser Cohorte
Ihren off'nen Flügel streicheln?

Oder — doch wir wollen schweigen
Über andre Seligkeiten,
Die im leichtgeschürzten Reigen
Durch das schöne Leben schreiten!

Sind das alles nicht'ge Schrullen,
Die das Dasein hier vergönnt,
Lauter wertentblößte Nullen,
Die der Philosoph verhöhnt?

Nein! Mit Nichten! Zwei Gewalten
Sprechen Recht im ird'schen Leben,
Die in doppelten Gestalten,
Die die wahre Richtschnur geben.

Ja, der Geist hat seine Rechte,
Doch der Körper hat sie auch:
Wer doch da das Richtschwert brächte?
Einfach bringt es oft der Brauch.

Was so reifet stufenweise,
Wächst wohl aus der Menschenseele —
Bleibe nur in diesem Gleise,
Und Du gehst gewiss nicht fehle!

Lebenslenz.

Dein Aug' ist ein Vergissmeinnicht,
Dein Haar ein goldig Schäumen,
Und wenn die schlanke Zunge spricht,
Beginnt ein süßes Träumen.

Und wenn das Träumen dann dahin
Und klar die Wahrheit waltet,
Dann sieht man, wie Dein off'ner Sinn
Und sich Dein Herz gestaltet.

Du weißt nicht, und Du weißt es doch,
Warum die Herzen pochen;
Du weißt nicht, und Du weißt es doch,
Was stumm Dein Herz gesprochen.

So blüht die junge Knospe auf
Und lockt den Rosenkäfer,
So wacht im bunten Lebenslauf
Vom Schlummer auf der Schläfer.

Der Spanier.

Warum Du mir zusagst, Du spanisches Blut,
Das kann ich Dir unschwer erzählen:
Du fühlst Dich zum Dienen wohl etwas zu gut
Und folgst, weil Du willst, den Befehlen.

Und was Du für andere wirkst und thust,
Das gehet Dir spielend von Herzen,
Doch höbest Du übelgelaunt die Brust,
Wollt' Übermuth stolz mit Dir scherzen.

So wie Deine Seele empfindsam ist,
So ist auch Dein Schreiten elastisch,
Und wie Du von stählernem Willen bist,
So ist Deine Haltung stets plastisch.

Du fühlst Dich dem Menschen als Mensch vis-à-vis
Und reichst ihm treuherzig die Rechte,
Das ist Deine praktische Philosophie,
Die ungern begehret das Schlechte.

Deshalb ja gefällst Du mir, spanisches Blut,
Mit Deinen schwarzäugigen Frauen,
Deshalb bleiben Dir, die Dich kennen, gut,
Deshalb schenk' ich Dir mein Vertrauen!

Seid ehrlich!

Die Flammen, sie streben nach aufwärts
Und leuchten und glühn und verglühn,
Das Holz, das sie nährte und klärte,
Es stirbt als Asche dahin.

So stürzt auch die schäumende Quelle,
Die perlende, rauschend hinab,
Vergessend, dass dürftiges Erdreich
Ihr liebvoll den Ursprung gab.

Und Ihr, Ihr bevorzugten Geister,
Aus denen die Weisheit spricht,
Auch Ihr habt an Schwächern gesogen,
Seid ehrlich, und leugnet es nicht!

Steeple-Chase.

Aus dem Ungarischen des Franz Herczeg übersetzt von Ludwig Wechsler.

Budapest. (Schluss.) — et nos mutamur —

Am 5. Juni.

Des Abends lehnte ich am offenen Fenster, und während ich den mit Sternen besäten Himmel betrachtete, ward ich von unsäglicher Niedergeschlagenheit erfasst. Ich dachte daran, wie sich nach vier oder fünf Jahren mein Leben gestaltet haben werde. Mein Leben? Wenn ich dann noch am Leben bin, so werde ich wahrscheinlich verheiratet sein. Mein Gatte wird Steuereintreiber, wenn es gut geht, Grundbuchsführer sein; ist es etwa irgendein kleiner Advocat, so wird das für ein ungeheures Glück gelten. Unser Haus ist — wie Papa zu sagen pflegt — bis auf den letzten Dachziegel verschuldet; wer also würde sonst ein Mädchen ohne Mitgift, ohne Ausstattung heiraten? Wir werden etwa drei Zimmer haben wie heute; zwei davon werde ich aufräumen, eines die Dienstmagd, genau so wie jetzt. Am Sonntag werde ich mein Feiertagskleid anziehen, dann gehen wir in den Lustgarten, und wenn wir müde geworden sind, so trinkt mein Gatte ein Glas Bier, während ich die Toiletten meiner Freundinnen kritisiere. Meiner Freundinnen! Nämlich die Kanzlistin, die Försterin, die Postmeisterin — ach, ich hätte solche Lust zu weinen —

In der Dunkelheit vernehme ich leises Sporenklirren, dann fühle ich den feinen Duft des theuren Tabaks, welchen Hell raucht. Sanft erfasst jemand meine Hand. Ich weiß nicht, was ich in diesem Augenblick denke; doch statt ihn von mir zu stoßen, drücke ich seine Hand krampfhaft zwischen den meinigen. Und er küsst meine Hand mit den warmen Lippen vom Gelenke bis zu den Fingerspitzen, alle zehn Finger.

Papa kommt, ich muss das Buch verstecken. Morgen schreibe ich mehr.

Am 6. Juni.

Durch das Fenstergitter voneinander getrennt, hatte er meine Hand geküsst, und heute erzählt schon die ganze Stadt, dass ich seine Geliebte bin. „Ist es wahr?" fragte die Selcherin unser Dienstmädchen, und „Ist es wahr?" fragt mich der Blick eines jeden Menschen, dem ich auf der Straße begegne. Malchens erwiderten kaum meinen Gruß, im Fenster der Nähschule aber steckten die Mädchen die Köpfe zusammen, als ich heute mit Brandy dort vorübergieng.

Nachmittags war Tante Laura bei uns. Als der Gerichtsvollzieher unser Haus zu besuchen pflegte, kam sie nicht einmal in dessen Nähe — heute wirbelte sie aber scheltend und keifend in unser Zimmer. Die beiden Zipfel ihres schwarzen Tuches flatterten hinter ihr einher gleich Rabenflügeln. Sie stachelte Papa auf, und Papa schrie wie noch nie zuvor. Auf der Gasse blieben die Leute stehen, so dass ich die Fenster schließen musste. Papa sagte, dass er mich umbringe, wenn ich Schande über seinen Namen bringe — ich, auf seinen Namen! Dass er dem Lieute-

nant die Wohnung kündigen werde — er wird dies nicht thun, denn der Lieutenant bezahlt monatlich fünfundvierzig Gulden.

Malchens erzählen öffentlich, dass man mit mir nicht mehr verkehren könne — Malchens!

Die Officiere, besonders aber der Oberlieutenant, machen schlüpfrige Witze über mich — was habe ich dem Oberlieutenant zuleide gethan?

Alles dies berichtete Tante Laura. Ich vertheidigte mich mit keinem Worte, weinen konnte ich nicht, auch ist es möglich, dass ich ein wenig lächelte. Dabei bin ich auch jetzt noch kreideweiß, und meine Hand zittert.

Papa spricht nicht zu mir, zuweilen nur blickt er mich an, als wollte er mich prügeln; die Knaben sind auch grob mit mir, und Herr Georges schießt wüthende Blicke nach mir — den Lieutenant habe ich nicht gesehen.

Ich gleiche einem Menschen, der mit einer ansteckenden Krankheit behaftet ist, und den jeder meidet. Nur der guten Käthe merke ich an, dass sie mich bedauert; sie aber wagt es nicht zu zeigen. Soll ich wohl mein ganzes Leben in diesem mir fremd gewordenen Hause verbringen?

Auch dass ich reiten gelernt, ist bekannt; wer mich wohl verrathen haben mag?

Ach, wie gut wäre es doch, zu sterben!

Am 9. Juni.

Der Sohn des Vicegespans, der Jus studiert, und der trotz des Verbotes seiner Schwestern zuweilen unter meinem Fenster stehen bleibt, und mit dem ich nur ein wenig kokettiere, um seine Familie zu ärgern, berichtete mir heute eine große Neuigkeit.

Hell gerieth gestern abends mit dem Oberlieutenant in Streit! Im Gasthofe producierten sich Volkssänger, und am Tische der Officiere saß auch der junge Student. Hell war übler Laune, seine Kameraden neckten ihn während des ganzen Abends — womit, kann ich mir wohl denken. Gegen Mitternacht begab man sich nach Hause. Und da sagte der Oberlieutenant dem Lieutenant etwas, worüber es zum Streit kam. Was es gewesen, wollte der Student nicht gestehen. Ich redete ihm lange zu, versprach ihm, dass ich nicht böse sein werde, und endlich gestand er.

Der Oberlieutenant hatte Hell gefragt: „Kostet Dich das Mädchen viel Geld?"

„Und darauf versetzte ihm Hell einen Backenstreich?" fragte ich möglichst ruhig.

Der Student blickte mich groß an.

„Das that er nicht —"

„Was denn that er?"

„Er schwieg lange, dann sagte er: ‚Herr Oberlieutenant, es thut mir leid, dass Du ein Officier bist!'"

„Weshalb thut es Dir leid?" fragte der andere erhobenen Tones.

„Weil wenn Du ein Civilist wärst, ich Dir jetzt einen Backenstreich versetzen könnte." —

Die ganze Stadt weiß es bereits. Hell wird sich mit dem Oberlieutenant duellieren. Herr Georges war bei mir und klapperte mit den

Zähnen. Er sagte: „Sie können vielleicht nichts dafür, dennoch sind Sie die Ursache. Es ist daher Ihre Pflicht, es auf irgendeine Weise zu verhindern. Vielleicht ist es noch möglich; er lässt sich ja so sehr von Ihnen beeinflussen —"

Ich aber erwiderte ganz ruhig:

„Herr Georges, wenn Ihr Gebieter ein Edelmann ist, so möge er ein Edelmann sein!"

Am 10. Juni.

Nun weiß ich bereits, dass es einen Gott im Himmel gibt. Er erhörte mich!

Ich hatte gemeint, das Duell werde erst in einigen Tagen stattfinden; indes hat es bereits stattgefunden. Heute frühmorgens erblickte ich unseren alten Doctor, wie er aus der Wohnung Hells kam. Sie hatten sich bei Tagesanbruch duelliert mit schweren Reitersäbeln. Hell erhielt eine unbedeutende Verletzung, den Oberlieutenant musste man auf einer Tragbahre nach Hause befördern.

Der Doctor sagte, man verkenne den Grafen ganz. Das sei ein ganzer Mann. Zwar gelernt hat er nicht viel, doch was er gelernt hat, das weiß er auch, und im Grunde genommen weiß er mehr als seine Kameraden insgesammt. Wer von denselben heute dem Duell beiwohnte, war ganz überrascht. Er entpuppte sich als ein Fechter, der seinesgleichen sucht. Dabei hatte er noch nie über das Fechten gesprochen. Vor Beginn des Kampfes war er sehr bleich gewesen, doch nur aus Zorn, nicht aus Furcht. Der Oberlieutenant wurde am Kopfe verletzt, auch erlitt er eine leichte Gehirnerschütterung. Im übrigen hatte er sich ritterlich benommen, und da er meinte, dass er sterben werde, Hell die Hand gereicht.

„Es thut mir leid, dass ich mich von diesen Klatschereien beeinflussen ließ," sagte er, „doch kann es auch rechtschaffenen Menschen passieren, dass man Dummheiten spricht, besonders wenn man sich sehr langweilt."

Der Arzt war fortgegangen, und ich — begab mich direct in die Wohnung Hells. Ich weiß, dass ich damit einen unverzeihlichen Fehler begieng; doch konnte ich nicht anders. Ich wäre hinaufgegangen, selbst wenn Tante Laura, Malchens und die ganze Nähschule in unserem Hofe gewesen wären. Herr Georges war nicht zuhause; er war in die Apotheke gegangen. Im Zimmer war es beinahe ganz finster, und eine gute Weile stand ich wie geblendet im Thürrahmen.

„Therese!"

Der Graf saß auf dem Sofa, unter der aufgeknöpften Bluse sah man die weiße Hemdbrust, der rechte Arm lag in einer Binde; er rauchte eine Cigarette. Der Mann war so muthig, so ruhig, so erhaben schön! Sein Bursche stand neben ihm.

„Ich dachte mir, dass Sie kommen würden," sprach er mit einem bleichen Lächeln, indem er mir die linke Hand entgegenstreckte. Ich erfasste seine Hand, lehnte mich an das Sofa und glaube sogar, dass ich ihm den rothhaarigen Kopf streichelte. Wir sprachen miteinander — doch erinnere ich mich nicht mehr, wovon und worüber. Endlich sagte er selbst, ich möge schon gehen.

Am 11. Juni.

Gestern besuchte ihn sein Oberst. Ein schöner, stattlicher, bejahrter Ungar. Er setzte ihn von seiner Versetzung in Kenntnis. Der Kriegsminister hatte ihn durch eine soeben eingelangte Ordre zu den Marburger Dragonern versetzt. Freilich war dabei die Hand Monseigneurs mit im Spiele. Hell wies seinem Commandanten das Zeugnis des Arztes vor und bat um Urlaub. Auch sagte er, dass er auf ärztliche Verordnung Bäder gebrauchen müsse und sich daher auf ein halbes Jahr in Dispositionszustand zurückziehen wolle.

„Sie wollen nicht nach Marburg gehen?" fragte der Oberst.

„Vorläufig kann ich nicht, da ich krank bin."

„Gut: ich kenne Ihre Krankheit. Es ist das ein Übel, welches jeder temperamentvolle junge Mann überstehen muss. Die Hauptsache ist, dass dasselbe keine gefährlichen Dimensionen annehme — Sie werden von hervorragenden Ärzten behandelt und auch geheilt werden."

Der Oberst entfernte sich, und der Lieutenant begleitete ihn unbedeckten Hauptes bis zum Thor. Zufällig befand ich mich im Hofe; ich saß unter dem Maulbeerbaum. Als ich die Säbel und Sporen klirren hörte, wollte ich in die Küche flüchten; dann aber bedachte ich die Sache und blieb sitzen. Ich habe keinen Grund, mich zu verbergen.

Neugierig blickte mich der Alte an; Hell aber blieb mit einem Ruck vor mir stehen. Er war sehr bleich.

„Die Gelegenheit ist günstig!" sprach er ein wenig heiseren Tones. „Gestatten Sie mir, Herr Oberst, Sie meiner Braut vorzustellen — Seine Excellenz Oberst Baron von Vass — meine Braut, Fräulein Therese Szénás!"

Ich wollte mich erheben, vermochte es aber nicht, sondern musste mich gegen die Lehne der Bank stützen.

Im höchsten Grade verdutzt, blickte der Oberst bald mich, bald den Lieutenant an; dann neigte er ein wenig den Kopf.

„Ah — freilich," sprach er gedehnt, „dann — kann ich nur gratulieren!"

Lange blickte er mich an. Als ich ihm dann für einen Moment ins Gesicht zu sehen wagte, bemerkte ich, dass er mich theilnahmsvoll betrachtete, obschon ein feines, sarkastisches Lächeln um seine Lippen spielte. Dann berührte er höflichst den Rand seiner Mütze und gieng.

„Mein lieber Freund," sprach er im Thore zu Hell, „jetzt glaube ich selbst, dass das Mädchen nicht die Person ist, für die man es ausgibt! Sie hat dazu vielzu ehrlich blickende Augen. Trotzdem kann ich mir nicht erklären, wie die Sache enden soll."

„Herr Oberst, als Gentleman werden Sie von mir hoffentlich voraussetzen, dass ich mir eine Kugel durch den Kopf schieße, wenn ich mein Wort nicht einlöse, und ich werde es thun, ich rufe Sie zum Zeugen an, Herr Oberst —"

Die Kühnheit Hells machte den Obersten zornig.

„Wie wagen Sie es, mich in die Sache zu mengen? Der Kriegsminister schreibt, der Corpscommandant schreibt, jedermann schreibt — und dann wird man mich für Ihre dummen Streiche verantwortlich

machen. Ich weiß gar nicht, weshalb man solche verwöhnte Prinzen wie Sie mir anvertraut — ich bin ja kein Kindergärtner!"

Dann schien er sich die Sache zu überlegen, und er lachte. Etwas war ihm in den Sinn gekommen.

„Was geht es mich an!" sagte er. „Thun Sie, was Sie wollen! Ich werde den Leuten, die ein Interesse daran haben, schreiben, dass Sie sich mit Ehrenworten nach jeder Richtung hin derart verbarricadiert haben, dass Sie entweder heiraten oder sich erschießen müssen. Alles andere ist die Sache der betreffenden Personen. Schließlich ist's ja ein ganz netter Käfer. Auch die Hell-Hell-Merlins haben nicht auf der eigenen Yacht über die Sündflut gesetzt, sondern sind gleich den übrigen Menschen aus der Arche Noas hervorgekrochen. Doch rathe ich Ihnen, Ihre Karten gut zu mengen; zwar sind Sie ein guter Spieler, Monseigneur aber erfreut sich europäischen Rufes —"

Später erzählte mir Hell, dass der Oberst Monseigneur nicht leiden könne und ihm eine tüchtige Niederlage von Herzen gönne.

Er erzählte mir dies und alles andere im Hofe, wo wir unter den Maulbeerbäumen langsam auf und ab schritten, während er seine Hand unter meinen Arm geschoben hatte. Die Stallburschen sahen es, Käthe sah es auch; ich aber hätte am liebsten gehabt, wenn es die ganze Welt gesehen hätte und auch, dass ich ihm von Zeit zu Zeit die Hand streichelte.

Am 18. Juni.

Schwere, aufregungsreiche, streitvolle Tage sind es, die wir jetzt durchleben! Ich kann Hell kaum mehr erkennen, so ernst ist er geworden. Er imponiert mir förmlich! In der größten Stille kämpft er einen übermenschlichen Kampf gegen seine Familie. Was sind das für Menschen! Dieser Tage schickten sie ihm zwei Ärzte über den Hals, damit sie seinen Geisteszustand untersuchten. Sie wären imstande, ihn ins Irrenhaus zu sperren. Hell, der gute, der schlaue Hell, empfieng sie sehr liebenswürdig, ließ ein reiches Frühstück auftragen, verehrte theure Cigarren, beantwortete mit großer Höflichkeit ihre dummen Fragen und ließ beim Abschied jedem fünfzig Ducaten in die Hand gleiten, damit auch er sie — wie er sagte — einigermaßen für die Anstrengungen der Reise entschädige. Das von ihnen ausgestellte Parere lautete dahin, dass der Graf nicht nur zurechnungsfähig sei, sondern auch den Eindruck eines sehr geistreichen Mannes mache.

In unserer Familie hat eine gänzlich veränderte Stimmung platzgegriffen. Papa sagt, er werde jeden erschießen, der mich zu verleumden wagt (wie ritterlich!), und die Knaben blicken voll ehrfürchtiger Bewunderung zu mir empor!

Am 25. Juni.

Ich will nicht vorzeitig triumphieren, doch glaube ich, dass Monseigneur den Kampf aufgegeben hat. Heute suchte ein langer, spindeldürrer Mann den Lieutenant auf. Er kam aus Graz und war der Sachwalter Monseigneurs. Er bot seine ganze Beredsamkeit auf, um Hell Vernunft beizubringen; als er aber Grobheiten zu hören bekam, knöpfte er zornig seinen Rock auf und übergab Hell ein Bündel Papiere, damit er die-

selben unterschreibe. Man ließ den Notar kommen, und Hell unterschrieb alles. Auf dem einen Papier entsagte er den Vorrechten der Erstgeburt, auf dem zweiten dem Familienvermögen, auf dem dritten — ja, das weiß ich nicht mehr. Ohne zu zögern, unterschrieb er alles. Er verzichtete auf alles, nur um auf mich nicht verzichten zu müssen!

Im übrigen ist Hell überzeugt, dass er diese günstige Wendung dem Berichte des Obersten zu verdanken habe. Jetzt rechnet er auch zuversichtlich darauf, dass uns der Oberst vom Kriegsminister die Erlaubnis zum Heiraten erwirken werde.

Am 30. Juni.

Sein Arm ist vollkommen geheilt; er trägt ihn nur noch in der Binde, damit er seinen Urlaub nicht einbüße.

Nachmittags ließ er Miss satteln und ritt aus. Ich blickte ihm aus dem Fenster nach, er wandte sich zurück, nahm den Arm aus der Binde und warf mir eine Kusshand zu. Diesmal fuhr ich nicht mehr zurück vom Fenster, sondern schwenkte mein Taschentuch, dass es alle Leute sehen konnten, bis er um die Kirche bog. —

Es war bereits Abend, als er erhitzt, staubbedeckt und auf schäumendem Rosse heimkehrte. Er war erschöpft, aber ausgelassen heiter. Schon von weitem schwenkte er einen Papierbogen — es war der Depotschein über Wertpapiere im Betrage von 60.000 Gulden, die er in der Sparcasse der benachbarten Stadt hinterlegt hatte.

„Unsere Caution!" rief er frohlockend. „Wir haben eine doppelte Caution."

„Woher haben Sie denn diese Menge Geldes?" fragte ich mit stockendem Athem.

„Erworben durch Fälschung, Defraudation und ähnliche Künste."

Er berichtete mir getreulich alles. Seine Familie wollte ihn aushungern und entzog ihm jede Unterstützung; den Weisungen Monseigneurs gemäß gab auch Georges kein Geld mehr her, obschon Georges bei der Bankfiliale einen bedeutenden laufenden Credit hatte. Er setzte sich also hin und fälschte auf den Namen Georges' Anweisungen im Betrage von 30.000 Gulden; während der Arbeit aber fand er Gefallen an derselben und fälschte noch weitere 30.000 Gulden dazu. Wir hatten demnach über eine doppelte Caution zu verfügen! Die Unterschriften waren ausgezeichnet gelungen, die Bank gab das Geld anstandslos zur Post.

Alles weitere war für meinen geliebten Spitzbuben nur mehr eine Kleinigkeit. Er brauchte bloß dem Postboten, der den Grafen genau kennt, aufzupassen und das Geld in Georges' Namen zu übernehmen.

Mein Gott, womit habe ich es verdient, dass mich ein solcher Mensch in diesem Maße liebt! Liebe — bis zum Zuchthause!

Am 11. August.

Seit langer Zeit schon habe ich nichts in dieses Buch eingetragen, und auch heute kann ich mir kaum einige Minuten Zeit gönnen.

Im Hause sitzen Schneiderinnen und Näherinnen — ich hoffe, dass wir bis übermorgen fertig werden. Für die Trauung werde ich mein Reisekleid anlegen, und dann reisen wir — nach Italien! Mitte September müssen wir bereits zu unserem Regiment in Marburg ein-

rücken. Die Trauung wird zuhause abgehalten — worüber sich die guten Daruvárer nicht wenig ärgern werden! Gäste werden wir auch keine haben, mit Ausnahme der Officiere der Schwadron. Unter diesen haben wir auch unsere Trauzeugen gewählt; Hells Zeuge ist der Oberlieutenant dessen Kopfwunde bereits geheilt ist, der aber noch eine seidene Mütze trägt; der meinige ist der Nagy-Iday, der martialische Rittmeister. Er hatte sich selbst anheischig gemacht, als mein Trauzeuge zu fungieren.

Vorgestern langten die Kleider aus Wien an. Hell hatte diese Frage mit so zarter Liebenswürdigkeit gelöst. Es befindet sich unter denselben ein schwarzes Spitzenkleid mit einem dazu passenden kleinen bändergeschmückten Hütchen — das Ganze so lieb und duftig wie ein Zaubertraum! Gestern verschloss ich die Thür hinter mir und probierte alle Kleider der Reihe nach — wie ist es möglich, dass es auch hässliche Aristokratinnen gibt? In solchen Kleidern kann man ja gar nicht hässlich sein!

II.

Marburg, am 21. Mai 1890.

Brief an Se. Hochwohlgeboren, den kais. und kön. Kammerherrn Herrn Emerich von Nagy-Iday, kais. und kön. Husarenrittmeister zu Daruvár.

Lieber Nagy-Iday!

Vorgestern machten wir eine Fuchsjagd mit und wurden bis auf die Haut durchnässt. Hell — der Philister! — hat jetzt Rheuma im rechten Arm, kann nicht einmal schreiben, und diesem Umstande haben Sie es zu verdanken, dass ich auf Ihren letzten Brief antworte. Was Ihren Hengst Daru betrifft, so dürften wir uns vielleicht einigen. Zweitausend Gulden können wir für denselben nicht anlegen; sechzehnhundert sind auch ein schönes Geld für ein Halbblut. Die eine Concession können wir noch zugestehen, dass wir das Pferd gemeinsam zu einem Meeting anmelden und den Gewinn miteinander theilen, wenn es sich bewähren sollte. Wenn Sie hiermit einverstanden sind, so senden Sie das Pferd sofort nach Wien; bis dorthin komme ich ihm selbst entgegen, da man Hell, der seit Ostern aus Faulheit marode ist, aus dem Regiment nicht fortlässt.

Noch eines! Wenn Sie des Abends in den Gasthof gehen, sprechen Sie doch für einen Moment bei meinem Vater vor, und bringen Sie ihn, wenn irgend möglich, von dem Gedanken ab, jetzt mit Tante Laura und den Kindern nach Marburg zu übersiedeln — die Jungen lernen schon zuhause nichts; in deutschen Schulen aber würden sie unfehlbar durchfallen. Ich schicke ihnen fünfhundert Gulden, die ich bei den Badener Rennen gewann. Seien Sie so freundlich, sich zu überzeugen, ob mein Vater für die Kinder neue Anzüge machen ließ, wie ich ihn darum ersuchte. Papa will es nicht glauben, dass wir hier sehr bescheiden leben; wir müssen uns ungeheuer zusammennehmen, um unseren bescheidenen ärarischen Haushalt aufrechtzuerhalten.

Bitte, sagen Sie Ihrer Base Dina, dass ich mir ein neues Reitkleid habe machen lassen! Dunkelgrünes Tuch, eine weiße Piquéweste, Herrenkragen, dazu ein Gigerlhut mit schmaler Krämpe — na!

Hell will zu den Husaren zurückversetzt werden und arbeitet dahin, dass wir nach Budapest gelangen. Dann werden wir einander häufiger sehen.

Verzeihen Sie mir der erhaltenen Commission wegen; doch wissen Sie ja, dass ich in Daruvár keinen besseren Freund habe als Sie, gleichwie Sie in Marburg keine bessere Freundin haben als

Therese von Hell-Hell-Merlin.

❦

Budapest, am 3. April 1891.

Hell ist ins Casino gegangen, wo er einen jungen Grafen aus der Provinz plündert. Zwischen meinen alten Scharteken kramend, gerieth mir dieses Buch in die Hand! Als Mädchen bereitete es mir viel Vergnügen, in dasselbe zu schreiben — heute erscheint mir das Schreiben nicht mehr als angenehme Beschäftigung. Von Zeit zu Zeit wird es dennoch gut sein, sich damit zu beschäftigen, wenn auch nur aus dem Grunde, um den Stil zu üben. Was soll ich aber schreiben? Höchstens kann ich berichten, dass ich mit dem Frühzuge aus Totis anlangte, wo die Pferde eingestellt sind. Ich wohnte dem Morgengalopp bei. Von Molly halte ich nicht viel, obschon sich Hell Großes von ihr verspricht; Daru dagegen übertrifft meine kühnsten Erwartungen. Nagy-Iday ist ein completer Narr, dass er das Pferd um einen solchen Preis verkaufte. Gletscher, der Jockey, schwört Stock und Stein, dass er seit Jahren kein besseres Halbblut unter sich gehabt habe. Gletscher macht seine Sache sehr gut. In Totis ahnt man gar nicht — nicht einmal die Stallburschen ahnen es — dass wir mit Daru etwas vorhaben. — Seitdem wir in Wien und Prag so künstlich geschlagen worden, wird er von jedermann für den Schandfleck des Stalles angesehen. Armer Daru, Dein Ruf hat eine gewaltige Einbuße erlitten — glücklicher Daru, auch Dein Sattelgewicht hat gewaltig abgenommen!

Am 10. Juni.

Ich bin schlecht gelaunt. Es ist höchste Zeit, dass wir etwas mit Daru anfangen, denn mit dem Gelde hapert es bei uns. Hell hat zwar im Casino gewonnen; das kann er aber morgen wieder verlieren. Wir mussten unsere Capitalien angreifen; von der doppelten Caution sind nur mehr fünfzigtausend Gulden vorhanden. Monseigneur hat auf den Brief Hells gar keine Antwort gegeben — der alte Bär! Georges, dem Monseigneur nach der Cautionsgeschichte den Laufpass gegeben hat, ernannte sich aus eigener Machtvollkommenheit zu meiner Schwiegermutter. Er wird mit jedem Tage unausstehlicher, und sobald Hell Rittmeister geworden, geben auch wir ihm den Laufpass. Gestern hatte er mich in solchen Zorn gebracht, dass ich die Peitsche gegen ihn hob; als er mir aber pathetisch den Rücken hinhielt, musste ich ihm ins Gesicht lachen. Seit dem Frühjahr ist Daru schon wieder viermal geschlagen worden. Anstandshalber mussten wir ihn jedesmal mit tausend Gulden besetzen, und das ist das Unangenehmste an der ganzen Sache. Nach dem letzten Rennen zeigte mir Gletscher im geheimen seine Hände; dieselben waren ganz blutig gerissen von den Zügeln, wie er das herrliche Thier

mit aller Gewalt hinter seinen schwächlichsten Concurrenten hatte zurückhalten müssen. Wenn Daru jetzt zum Starten kommt, beginnt man auf den Fünfzigkreuzerplätzen zu zischen — wir haben erreicht, was wir erreichen wollten: der Hengst kann unter einem lächerlich geringen Gewicht laufen, während der Bookmaker lächerlich hohe Summen gegen denselben setzt. Selbstverständlich setzt niemand auf Daru. Für September ist der große Coup angesetzt.

Am 10. September.

Heute war der große Tag.

Ich fuhr erst nachmittags zum Rennen hinaus. Hell hatte ich bereits seit frühmorgens nicht gesehen. Ich mochte mich in unserem flotten unnumerierten Mietwagen — ich verabscheue diese großen Carossen mit den Wappen und livrierten Dienern — und der gewürfelten Decke über den Knien sehr gut ausgenommen haben. Die Leute auf der Straße wandten sich nach mir um. Über den Schultern hatte ich eine Ledertasche hangen, in welcher sich unser gesammtes Vermögen befand, das ich nicht Hell anzuvertrauen wagte. —

Hell kam mir bereits ungeduldig entgegengeeilt. Es waren viele Leute da; dennoch wurde ich vielfach bemerkt. Ich beginne zu den typischen Turferscheinungen zu gehören.

Die großen Nummern nahmen einen glatten Verlauf; dann kam Darus Nummer. Es war ein unbedeutendes Verkaufsrennen auf geringe Entfernung. Genannt war eine Menge Pferde im Werte von sechshundert bis tausend Gulden. Bei diesen Gelegenheiten trachten die großen Rennställe ihr schlechtes Material los zu werden. Als Daru herausgeführt wurde, lächelten einander sogar die Jurymitglieder zu. Ein glattrasierter Sportsmann wandte sich mit der Bemerkung zu mir: „Da kommt der Storch!“ Hell schickte mich zu dem Käfig der Bookmaker. Fünfzehn Pferde erschienen beim Start; auf Daru wurde einundzwanzigfaches Geld geboten.

„Daru!“ sagte ich.

Der Bookmaker lächelte.

„Mit fünfzehntausend Gulden!“

Jetzt lächelte er nicht mehr, sondern blickte mich unruhig an. Der Mann mit dem weißen Cylinder witterte offenbar, dass etwas im Werk sei, denn er strich auf seiner Tafel sofort den Namen Darus aus.

Ich hatte noch fünftausend Gulden in meiner Tasche. Wir, nämlich Hell und ich, hatten uns dahin geeinigt, dass dieser Betrag unter allen Umständen mir gehören solle. Ei was, wer wagt, gewinnt, sagen meine Brüder, wenn sie mit Stahlfedern spielen. Beim andern Bookmaker wurde auf Daru achtzehnfaches Geld geboten — ich setzte noch die tausend Gulden. —

Das Verkaufsrennen nahm seinen Anfang. Hell, der während des Spieles stets eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit bekundet, stand ruhig rauchend neben der Barrière, während ich mit einigen Cavalieren, die jetzt meinen ständigen Hof bilden, die oberste Stufe der Tribüne erkletterte.

In der Mitte der Bahn kamen Aida und Daru den übrigen voraus. Das große Publicum bravorisierte Aida und schrie diesen Namen. Ich war entsetzlich aufgeregt, der große Feldstecher zitterte in meinen

Händen, der grüne Rasen, die langgestreckten Pferdeleiber tanzten mir vor den Augen. Aida führte an.

„Aida! Aida!“ tönte es wüthend aus Hunderten von Kehlen rings um mich her.

Hundert Meter sind noch zurückzulegen. Aida hat einen Vorsprung von einer halben Länge; ihr Jockey gebraucht die Peitsche, während Gletscher sich nicht rührt.

„Der Räuber! Er ist bestochen!“ blitzte es durch meinen Geist.

Jetzt streckt sich das Pferd und dringt gleichmäßig, doch unaufhaltsam vor. Vor der Richterloge hat es seinen Concurrenten mit einer Kopflänge besiegt.

Das Publicum war consterniert. Wie von Sinnen stürmte ich zu Hell hinunter, und selbstvergessen fielen wir einander in Gegenwart von zehntausend Menschen um den Hals.

Bei der Wage trat mir Gletscher grinsend entgegen.

„Gletscher, Gletscher, wie haben Sie mich erschreckt!“

„Wenn ich gewollt hätte,“ flüsterte er mir zu, „so hätte ich das ganze Rudel im Kanter schlagen können; doch war das nicht erlaubt. Ein Pferd, welches zehnmal als letztes anlangte — das wäre nicht anständig gewesen —“

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich auf dem Turf die Nachricht, dass wir die Bookmaker geplündert hätten. Obschon es niemand sagte, so wusste es dennoch ein jeder, dass dies ein seit Jahren vorbereiteter Trug gewesen.

Während Nagy-Jday bei der Versteigerung Daru für uns zurückkaufte, tranken wir, nämlich Hell und ich, in Gesellschaft mehrerer Freunde ein Glas Champagner und rauchten eine Cigarette dazu. Dann fuhren wir mit dem Bewusstsein redlich erfüllter Pflicht nach Hause.

Am 26. December.

Gerade komme ich aus der Waitznergasse. In nicht weniger denn fünf Schaufenstern sah ich meine eigene Photographie. Ein mähnengeschmücktes Genie hat einen Galopp componiert und denselben „Gräfin Therese-Galopp“ benannt; auf dem Titelblatte bin ich als Amazone dargestellt, auf einem dahinsprengenden Pinzgauer Tramwaypferde sitzend. Und dann noch die Zeitungen! Wie ich sehe, bin ich in die Mode gekommen. —

Unsere neue Wohnung ist recht niedlich. Besonders mein Boudoir. An den Wänden hangen Sportbilder, auf einer Säule steht die kleine Bronzestatue Darus, ober dem Kamin ist ein aufgezäumter Pferdekopf zu sehen, in der einen Ecke befindet sich meine Peitschensammlung, auf dem Schreibtische ein hufeisenförmiges silberbeschlagenes Schreibzeug mit Jockey-Emblemen.

Ich bin ungemein in Anspruch genommen. Des Morgens begebe ich mich in der Regel in den Tattersal, wo unsere Pferde provisorisch eingestellt sind; der neue Trainer ist gar nicht verlässlich, seitdem ich ihm gekündigt habe. Wir befinden uns dort in zahlreicher Gesellschaft, Officiere und Sportsmänner, mit denen ich plaudere und eine Cigarette rauche, bis mich Hell abholt. Hell ist in der letzten Zeit dick und faul

geworden; theilweise ist das ganz gut, wenigstens mengt er sich nicht in Stallangelegenheiten, von denen er im Grunde genommen herzlich wenig versteht. Er hatte Molly um theures Geld angekauft, obschon ich ihm sagte, dass wir mit diesem Pferde niemals etwas würden anfangen können.

Beim letzten Carroussel wurde mir ein dicker rothhaariger Dragonercadet vorgestellt — er hatte mir gleich eine so verdächtige Physiognomie! Sein Name lautete: Markgraf Hell-Hell-Merlin. Das präsumtive Antlitz zeigte ihm eine gleichgiltige Miene und behandelte ihn ein wenig kalt; ich wollte Rache üben für die vielen Unannehmlichkeiten, die seine Familie meinem armen Hell bereitet hatte. Der Präsumtive aber weicht nicht von meiner Seite; er ist mir unablässig auf den Fersen. Auch jetzt, während ich schreibe, liegt er neben Hell auf dem Bärenfell. Hell versichert mich lachend, dass sein kleiner Bruder verliebt in mich sei — doch kann man Hell diesbezüglich nicht Glauben schenken, denn seiner Ansicht nach ist die ganze Welt verliebt in mich, von den Directoren des Jockey-Clubs angefangen bis hinab zu dem jüngsten Stallburschen.

Am 5. Februar 1892.

Seitdem der Prinz von Wales beim Maiden-Rennen in Wiesbaden eine halbe Stunde lang mit mir geplaudert hat, wird mein Haus von den Einladungen der exclusivsten Familien förmlich überflutet. Was mich aber von noch höherem Wert dünkt, ist der Umstand, dass wir vorgestern zu der Soirée geladen waren, welche der deutsche Botschafter in Wien veranstaltete. Auf derselben war nämlich auch Monseigneur, der Bär, zugegen! Ein alter Mann mit einem eckigen Gesicht, der die Brust mit Orden bedeckt hat und beim Whistspiel die Karten mit der Geschicklichkeit eines geriebenen Bauernfängers vertheilt. Wohl zehnmal wollte er sich mir am Arm meines kleinen Schwagers nähern; ich wich ihm aber immer geschickt aus. Später ließ mich die Erzherzogin zu sich bescheiden. Jetzt konnte Monseigneur dem Verlangen, mit mir bekannt zu werden, nicht länger widerstehen und kam entschlossen auf uns zu.

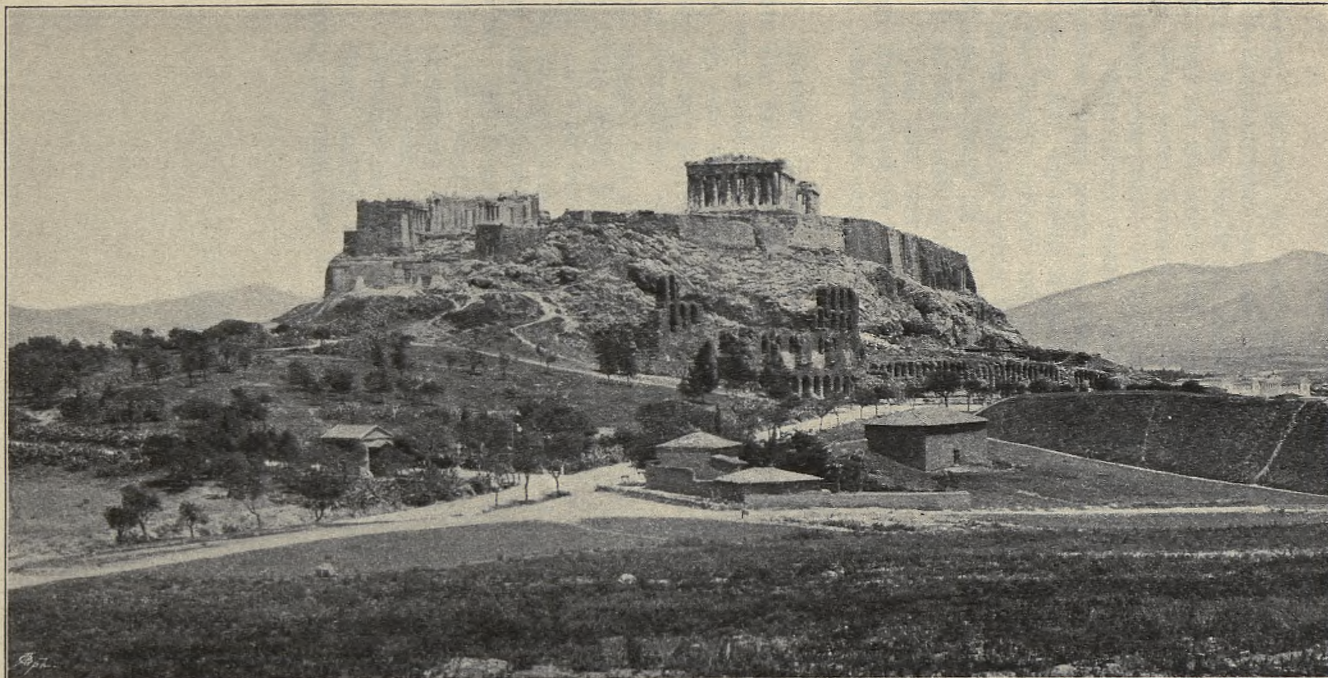
„Verzeihung, Hoheit, doch fühle ich hier einen starken Luftzug —"

Ihre Hoheit stand mit ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit auf.

„Kommen Sie, Gräfin, gehen wir in den angrenzenden Saal hinüber. —"

Damit wandten wir Monseigneur den Rücken, der, zur Salzsäule erstarrt, uns nachblickte. —

Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.



Die Akropolis von Südwest aus gesehen.